WILS
CLS
PT1337
.B53x
1907
bd.1

IBLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ ihren einunddreißigsten Jahrgang. Sie hat sich seit ihrem Bestehen überall eine große, von Jahr zu Jahr sich mehrende Zahl von treuen Freunden erworben durch den interessanten Inhalt ihrer stattlichen Bände sowohl, wie durch deren trotz der enormen Billigkeit glänzende Ausstattung.

In vielen Millionen von Bänden verbreitet

erfüllt aber auch unsere „Bibliothek“ ihr Programm:

☛ jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zu
☛ geben zur Anlegung einer wirklich ge-
☛ diegenen, spannendste Unterhaltung und
☛ eine unerschöpfliche Fundgrube des Wissens
☛ zugleich bietenden

Privatbibliothek,

☛ aufs allerbeste.

Unsere Darbietungen immer weiter zu steigern, ist unser stetes Bestreben; das äußere Gewand, der textliche Inhalt, wie der Bilderschmuck des neuen Jahrgangs sollen davon Zeugnis ablegen.

Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung. — Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnementspreis

nur 75 Pfennig für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal den bloßen Einband zu liefern im stande wäre.

Stuttgart. **Die Redaktion und Verlagsbuchhandlung.**

Um auch bei Beginn des neuen Jahrgangs unseren geehrten Abonnenten Gelegenheit zur Anschaffung eines ebenso schönen als außerordentlich billigen Zimmerschmuckes zu geben, haben wir ein

prachtvolles Ölfarbendruckbild

Othello vor dem Dogen

Nach einem Gemälde von C. Becker

herstellen lassen und liefern dasselbe allen Kunstfreunden zum Subskriptionspreise von nur 1 Mark 50 Pf. pro Exemplar.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Bildgröße: 77 cm breit, 54 cm hoch; Papiergröße: 78½ cm breit, 55½ cm hoch.

Dieses mit 16 Farbplatten gedruckte Kunstblatt (bedeutend verkleinerte Nachbildung siehe vorstehend), welches das Gegenstück zu dem im vorigen Jahre von uns gelieferten Ölfarbendruckbild „Othello erzählt seine Abenteuer" bildet, würde im Kunsthandel weit mehr kosten. Eine Besprechung des Bildes befindet sich auf Seite 240 des gegenwärtigen Bandes.

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Dr. Theinhardt's Kindernahrung.

Seit über 17 Jahren bei Ernährung gesunder Säuglinge glänzend bewährt und ebenso erfolgreich als diätetisches Therapeutikum angewandt bei:

Verdauungsstörungen, sommerlichen Diarrhöen, Brechdurchfall, Anaemie, Rachitis, Skrophulose.

Einfache, zuverlässige Zubereitung bei Verwendung von

Dr. Theinhardt's Dampfkocher.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.

Hygiama.

Ein wohlschmeckendes, billiges Stärkungsmittel für Rekonvaleszenten, Kranke und Leidende. — Das geeignetste Frühstück für die heranwachsende Jugend.

Von ersten Ärzten als eine Bereicherung der Krankenkost geschätzt und deshalb auch von denselben speziell empfohlen bei:

Bleichsucht, Blutarmut, Schwächezuständen, Unterernährung, Lungen- und Nierenleiden, fieberhaften Erkrankungen, Skrofeln, Magen- und Darmleiden, nervösen Verdauungsstörungen.

Unentbehrlich für werdende und stillende Mütter.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.

Versuchen Sie einmal den

Mehrfach prämiiert.

anerkannt besten Magenwein

CAMARITE

von der Insel Santorin.

Wegen seines **starken Tanningehaltes** gegen **Diarrhoen und akuten Darmkatarrh** von **ärztl. Autoritäten** allseits empfohlen.

1 Postkistchen mit 2 Flaschen franko gegen Einzahlung von **Mk.3.60.**

1 Probekiste = 10 gr. Fläschen ab hier **Mk. 14.—.**

Weiße Tischweine von 45 Pf. pr. Ltr. an.

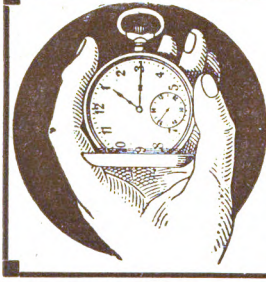
Rheingauer-, Mosel-, Markgräfler-Weine usw.

Ziegler & Gross,

Inhaber **C. A. Ziegler,** Großh. Bad. Hoflieferant.,

Konstanz, 59, Baden, u. **Kreuzlingen,** Schweiz.

Preisliste franko. — Gegründet 1883.



Vorteilhafteste Bezugsquelle von Bedarfs- und Luxusuhren mit Garantieen.

Illustrierter Katalog gratis

über Taschen-, Wand- und Weckeruhren, Silber- und Stahlwaren, Ketten, Ringe, Schmuck etc. Spezialität: Präzisionsremontoir **„Oravia“,** Silber, M. 30.—; Achttagremontoirs, Stoppuhren, Schrittzähler, Distanzierinstrumente zum Kartenlesen. —— Billigste Preise.

Direkter Versand. Umtausch gestattet. Garantie 2 Jahre.

Eug. Karecker, Lindau i. Bodensee 284.

Herstellung v. Taschenuhren u. Versandhaus. Gegr. 1886.

ROTOPHOT

Gesellschaft für photographische Industrie m. b. H.

BERLIN SW. 13, Alexandrinenstr. 110 ▪ Telegramm-Adresse: Rotophot Berlin.

Naturfarben-Postkarten nach Aufnahmen

von Geheimrat Professor Dr. A. MIETHE

sind ein interessantes Sammel-Objekt für Jung und Alt.

Probe-Kollektion von 200 verschiedenen Dessins franko für M. 5.—

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

Zu der Erzählung „Fort Esteron“ von Fr. Oskar Kühne. (S. 70)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1907. Erster Band

Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.

MDCCCXC

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

838

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.

WLS, cls
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Warenhaus Groß & Komp. Roman von Auguste Groner 5

Fort Esteron. Erzählung von Fr. Oskar Kühne 59
Mit Illustrationen von Adolf Wald.

Liebeserklärungen. Bilder aus des Lebens Maienzeit von Alexander Cormans 92
Mit 11 Illustrationen.

Dornröschen. Novelle von Ida Bock 107

Die Schnecke als Leckerbissen. Eine gastronomische Plauderei von R. Zollinger 184
Mit 7 Illustrationen.

Mein Reformkleid. Humoreske aus dem Familienleben von Paula Grassberger 193

In einem englischen Militärgefängnis. Skizze von E. E. Weber 202
Mit 8 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Die Sahnentörtchen und der Überzieher 216

Neue Erfindungen:

I. Telephonhalter „Fix“ 219
Mit 2 Illustrationen.

II. Neuer Eierprüfer 220
Mit Illustration.

III. Wäschetrockner „Wunderstern“ 221
Mit 2 Illustrationen.

Enttäuschungen nach der Hochzeit 223

Die Post in Verlegenheit 225

Qualmittel als Heilmittel 226

Der Kronprinz von Norwegen 227
Mit Illustration.

Seite

Ein ästhetischer Tee 228
Der Frosch als Fischdieb 229
Die Geschichte eines Bratenrezeptes 230
Wider den Instinkt 231
Mit Illustration.
Zwecklose Vorrichtungen an unserer Garderobe . . 232
Preise für die Hässlichsten 233
Die wissbegierige Obervormundschaft 234
Eigentlich wahr 235
Ein Streckbett zum Grösserwerden 236
Mit 2 Illustrationen.
Das Alter der Weinreben 237
Fremdwörterunfug 238
Ein teures Missverständnis 238
Amerikaner und Italiener 239
Othello vor dem Dogen 240

Warenhaus Groß & Komp.

Roman von Auguste Groner.

▽ ▽

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Ein wunderschöner Morgen zu Anfang des Juni blaute über Wien. Auf der Mariahilferstraße herrschte, wie immer, reges Leben und Treiben.

Es war noch früh. Auf die achte Stunde erst wies der Zeiger der Uhr, welche sich an der Stirnseite der vielbesuchten Mariahilfer Kirche befindet, die schon vor alter Zeit ihrer ganzen Umgebung den Namen gegeben hat, den der jetzige sechste Bezirk der schönen Kaiserstadt weiterführt.

Aus dem Portal der Kirche trat eine junge Dame. Ihre Kleidung war wohl sehr einfach, aber im Schnitt tadellos, und wie sie getragen wurde, bewies deutlich, daß eine Dame der vornehmsten Kreise sie trug. Unter dem dunklen Strohhut schauten ein Paar Augen hervor, die durch ihre Schönheit auffielen, aber auch in diesem Augenblick dadurch, daß sie vom Weinen stark gerötet waren. Auch das edelgeschnittene, reizende Gesicht zeigte tiefe Traurigkeit.

Als die Dame, die kaum das zwanzigste Jahr überschritten haben konnte, zu der Statue Haydns hinaufblickte, die mitten auf dem kleinen Kirchenplatze steht,

erhellte sich ihr Blick, lächelte unwillkürlich ihr feingeformter Mund. Das schöne Standbild sagte ihr mehr als anderen Leuten. Sie liebte ja die Musik so unendlich, und gerade heute würde sie im Konservatorium eine der schönsten Kompositionen des großen Meisters vorspielen.

Ihre Musikrolle und ihren schwarzen Seidenbeutel fester fassend, eilte sie dann über die Straße und trat in das mächtige Warenhaus, welches die Ecke der Mariahilferstraße und der Kirchengasse einnimmt.

Langsam ging sie an den vielen Tischen vorüber, auf welchen die Verkaufsartikel lockend ausgelegt waren. Hier türmten sich hohe Pyramiden verschiedenen Briefpapieres in den Farben der Frühlingsblüten auf, dort zogen diese selber, täuschend der Natur nachgeahmt, in köstlichen Arrangements die Augen auf sich, und daneben, einer anderen Verkäuferin anvertraut, sah man Hutfedern von allen möglichen Formen und Farben auf bronzenen Haltern. Hier lockten Gürtel aus Seide und Leder, aus Perlen und Metall mit künstlerisch schönen Verschlüssen zum Ankauf, und dort schmiegten sich Handschuhe aller Arten in Stößen oder in eleganten Kartons aneinander. Hier bauschten sich Spitzen und Bänder, und dort konnte man Gewebe vom zarten Maline und weichen Krepp bis zum dichten Automobilschleier sehen.

Schier unabsehbar reihten sich die Verkaufstische aneinander in dem riesigen Saal, dem sich beiderseits andere, ebenso ausgedehnte Verkaufsräume anschlossen und dessen mächtige Pfeiler all die offenen Stockwerke trugen, über die sich eine ungeheure Glaskuppel spannte.

Wiewohl es noch früh am Morgen war, herrschte hier schon überall reges Leben. Kunden kamen und gingen, die Angestellten eilten hin und her, große Waren-

ballen wurden ausgepackt und ihr Inhalt in die Fächer eingeräumt.

Mit träumerischem Blick ließ die junge Dame ihre Augen über all den Glanz und Reichtum hinwandern, dann trat sie zu einer der Verkäuferinnen mit der Frage nach der Abteilung, in welcher Kleiderstoffe zu haben waren. Man wies sie über den riesigen, glasgedeckten Hof nach der Baumwollenabteilung.

Im Hinterbau des Riesenhauses, der wieder auf einen großen Hof hinausging, fand sie, was sie suchte. Ein Verkäufer breitete so viele Stoffe vor ihr aus, daß ihr die Wahl schwer wurde, und sie wehmütig an ihre Börse denken mußte, deren bescheidener Inhalt diese Wahl nur noch schwerer machte. Sie wendete sich daher energisch von den reizenden Batisten ab, deren Erwerbung der sehr gewandte Verkäufer ihr wortreich anriet, und wünschte billigere Stoffe vorgelegt zu bekommen.

In diesem Augenblick sagte jemand neben ihr: „Guten Morgen, Baroneß."

Sie sah erstaunt auf, dann aber streckte sie dem großen, hageren Mann, der sich artig vor ihr verbeugte, freudig die Hand entgegen und rief angenehm überrascht: „Sieh da, Herr Kern! Also gerade diese Abteilung steht unter Ihrer Obhut? Das ist ein hübscher Zufall, daß wir uns treffen!"

In den Mienen des Herrn drückte sich aufrichtige Teilnahme aus. Er zeigte ihr einen offenen Brief, den er schon vorher in der Hand gehalten, und erklärte: „Gestatten Sie, Baroneß, daß ich Ihnen sage, wie lebhaft ich mit Ihnen fühle. Mein Bruder Karl hat es mir sofort geschrieben."

Der Verkäufer hatte sich taktvoll zurückgezogen. Die beiden waren allein.

„Ihr Bruder ist auch gleich zu uns gekommen und hat uns seine Teilnahme ausgesprochen," sagte die Baroneß und setzte dann tief aufseufzend hinzu: „Ach, Herr Kern, seit der Vater tot ist, wird es immer schlimmer. Wie Ernst das überstehen wird, weiß ich wirklich nicht. Ich verstehe zu wenig von Geld und Geschäften und Bodenerträgnissen, um einen klaren Einblick in unsere Verhältnisse zu haben, aber ich fürchte, sie sind sehr übel. Nicht wahr, es ist so? Ihr Bruder hat Ihnen gewiß darüber geschrieben."

„Baroneß, ich —"

„Sie wollen mir nichts sagen?"

„Wenn es Ihr Herr Bruder nicht tut, dann will er offenbar, daß Sie diesen Dingen ferngehalten werden."

„Aber Ihrem Bruder sagt er alles!"

„Mein Bruder hat die Ehre, ein Freund des Herrn Barons zu sein. Gegen irgend jemand muß man doch offen sein können. Auch ist Karl keine junge Dame."

„Wie ich, die noch immer verwöhnt werden soll!"

„Ich finde das sehr natürlich."

„Ich aber nicht, Herr Kern. So viel verstehe ich schon vom Leben, um zu wissen, daß ich nicht da bin, um ewig andere für mich sorgen zu lassen. Ernst muß unbedingt entlastet werden, deshalb bin ich jetzt riesig fleißig. Wirklich — riesig! In einem Jahre kann ich meine Schlußprüfungen machen. Da ich auch in Sprachen tüchtig bin, werde ich niemand mehr zur Last fallen müssen und dabei doch passenden Umgang haben. Ernst kann ich vielleicht dann sogar noch ein bißchen helfen." Die junge Dame atmete tief auf.

„Das sind ja wunderschöne Pläne," sagte Kern wehmütig lächelnd, „aber ich wäre sehr, sehr froh, wenn Sie sie nicht auszuführen brauchten, denn —"

„Denn ich bin nicht stark genug dazu. Das wollten Sie ja wohl sagen, Herr Kern. Aber Sie irren. Da sehen Sie, wie bescheiden ich geworden bin! Solch ein Kleid werde ich tragen. Das Meter zu vierundachtzig Heller. — Bitte, schneiden Sie zehn Meter ab!" rief sie dem wieder näherkommenden Verkäufer zu. — „Also, lieber Herr Kern, Sie kommen doch nächsten Sonntag nach Klosterneuburg? Ihr Bruder und ich singen in der Stiftskirche."

„Selbstverständlich komme ich," beeilte sich Kern zu erwidern.

„Schön. — Aber jetzt, bitte, beeilen Sie sich!" rief die Baroneß ein wenig herrisch dem Verkäufer zu, „ich muß gehen."

„Baroneß gehen ins Konservatorium?" fragte Kern.

„Ja, und dann fahre ich nach Hause. Ich fürchte, Ernst wird unangenehmen Besuch bekommen, da will ich bei ihm sein. — O, wer ist denn diese Person?" erkundigte sie sich, und ihre Miene drückte deutlich das Mißfallen aus, welches das Mädchen ihr einflößte, das soeben mit einem Herrn vorüberging.

Diese nicht mehr junge Person war ebenso auffallend gekleidet und frisiert, als sie auffallend mit ihrem Begleiter kokettierte. Sie hatte den verwunderten Blick der jungen Dame bemerkt und erwiderte ihn mit einem unverschämten.

Die Baronesse hob den Kopf sehr hoch und wandte ihr langsam den Rücken zu.

„Es ist die Vorstandsdame unserer Konfektionsabteilung," sagte Kern, der sichtlich von dieser Persönlichkeit auch nicht eben entzückt war.

Die Baronesse aber ging nicht weiter auf diese Bemerkung ein. „Sie bleiben dann Abends natürlich mit

Ihrem Bruder zu Tisch bei uns. Nicht?" sagte sie lebhaft.

„Sehr gern, Baroneß!" versicherte Kern aufrichtig, während sie dem Verkäufer zur Kasse nachgingen.

„Sie müssen natürlich fürliebnehmen," sagte die junge Dame schmerzlich lächelnd. „Aber trotzdem ich Gästen nur wenig bieten kann, lade ich unsere alten Freunde gern ein zu kommen, denn Ernst braucht liebe Menschen um sich, Menschen, vor denen er nicht Komödie zu spielen braucht. Auch Sie, Herr Kern, sind ein solcher. Darum bitte ich, kommen Sie!"

„Schon um alter Zeiten willen komme ich ja so gern nach Wellhof," entgegnete er bewegt. „Ihre teuren Eltern sind uns edle Wohltäter gewesen, und Ihr Bruder und Sie — o Baroneß, ich bin glücklich, weil ich kommen darf."

Er drückte ihr abschiednehmend respektvoll die Hand, und ein paar Minuten später verließ Baronesse Klementine v. Teck das Warenhaus Groß & Komp.

Am Ausgang begegnete ihr ein hübscher, etwa fünfzehnjähriger Junge in der schmucken Hausuniform der Firma, der eben einen Stoß Pakete zu dem vor dem Portal stehenden Automobil trug. Er hatte sich augenscheinlich zu viel aufgeladen, denn eines der Pakete fiel ihm vom Arm und er konnte sich nicht bücken, um es wieder aufzuheben.

Da bückte sich die Baronesse Klementine v. Teck und übergab es ihm mit einem liebenswürdigen Lächeln.

Der Junge schaute sprachlos der Davonschreitenden nach. Auf seinem Gesicht aber stand geschrieben, daß er der vornehmen jungen Dame diesen Liebesdienst nicht vergessen würde.

— — — — — — — — — — — — —

Baron Ernst v. Teck verbrachte diesen Vormittag

in noch viel trüberer Stimmung als seine Schwester. Jedenfalls hatte er nicht so wie sie zeitweilig eine Ablenkung von seinen traurigen Gedanken gefunden.

Er ging schon eine gute Weile in seinem Arbeitszimmer auf und nieder und war augenscheinlich sehr unruhig.

Er war dies schon lang. Schon seit Monaten fragte er sich, was wohl aus seiner Schwester und ihm werden solle, wenn das Unglück ihn noch länger so verfolgte, wie es ihn, seit er das väterliche Gut bewirtschaftete, verfolgt hatte. Grau und düster lag die Zukunft vor ihm.

Seufzend blieb er am Fenster stehen. Sein hübsches, sympathisches Gesicht drückte tiefe Entmutigung aus. Und er war doch noch so jung — neunundzwanzig Jahre, also gerade in dem Alter der größten physischen Kraft. Aber die letzten vier Jahre hatte er einen aussichtslosen Kampf gekämpft, einen Kampf, in dem er unterliegen mußte, einen Kampf, für den er nach keiner Richtung hin gerüstet gewesen war. Er, die feinsinnige Künstlernatur, er, der nie dafür erzogen worden war, Landwirt zu sein, fand sich plötzlich auf einen Posten gestellt, der ihm gänzlich fern lag. Von der Kunstakademie weg mußte er ohne jeden Übergang die Verwaltung des Gutes übernehmen, der sein schwer erkrankter Vater nicht mehr vorstehen konnte. Willig hatte er sich der Aufgabe unterzogen, aber neben ihm stand nicht nur das Bewußtsein seiner unzulänglichen Kraft, sondern auch der Mangel an den erforderlichen Mitteln. Sein Vater hätte das schon stark belastete Gut vielleicht halten können, da seine Gläubiger ihm vertrauten, dem jungen Künstler dagegen wurden von allen Seiten Schwierigkeiten gemacht. Dennoch führte er den aussichtslosen Kampf weiter, denn der kranke,

nun verstorbene Vater hatte es gewünscht. Noch am letzten Tage hatte er ihm gesagt: „Du wirst dich schon halten. Ein paar gute Jahre — und du hast Wellhof für dich und Klemi gerettet. Denke daran, daß es seit dreihundert Jahren der Familie gehört, und daß es uns nicht verloren gehen darf!“

Das hatte der Sterbende seinem Sohne gesagt, und Ernst, bestrebt, dem geliebten Vater die letzten Stunden leichter zu machen, hatte ihm versprochen, Wellhof zu halten, solange er es vermochte. Noch sah er den vertrauenden Blick, mit dem der Sterbende ihn angeschaut, noch fühlte er den schwachen Händedruck, der ihn verpflichtete.

Er lächelte schmerzlich vor sich hin, dann ließ er seine Augen hinauswandern über die verbrannten Wiesen, über die Getreidefelder, deren zu erhoffender Ertrag gestern vom Hagel in den Boden hineingeschlagen worden war, über die sanften Hügelreihen, die sich gegen die Donau hin erstreckten, und die gestern noch ein lachendes Weingelände gewesen waren. Heute boten auch diese Hügel ein Bild des Jammers.

Er lachte plötzlich bitter auf und preßte dabei die feinen, blassen Hände ineinander. Der Weinertrag war seine Hoffnung, seine einzige Hoffnung gewesen! Die Sonnenglut, die dem Grase so übel bekommen war, die hatte es mit dem Weine gut gemeint. Eine einzige Hagelwolke hatte nun seine ganze Hoffnung vernichtet. Baron Teck war dem Ruin wieder um ein gutes Stück näher gekommen.

„Arme Schwester,“ murmelte er, „wie wirst du das ertragen?“ Unbeschreiblich weh tat ihm der Gedanke, daß er sein Wort nicht werde halten können, dieses in Liebe und Verehrung voreilig gegebene Wort, und der andere Gedanke, daß seine Schwester vielleicht schon

demnächst die bitterste Form der Armut, die ungewohnte, ängstlich verborgen gehaltene Armut kennen lernen werde.

In diese quälenden Gedanken versunken, starrte Ernst noch immer auf die verwüsteten Weinberge hinüber. Er gewahrte es nicht, daß eine dicke Rauchwolke hinter ihnen aufstieg, daß ein Zug auf der Station drüben hielt. Erst als dieser Zug sich wieder in Bewegung setzte, wurde der Baron durch den schrillen Pfiff der Lokomotive aufmerksam. Zerstreut richtete er seine Augen auf das kleine Stationsgebäude, dessen Ausgangstür man vom Wellhofer Herrenhause aus gewahren konnte. Die Station lag ganz einsam da.

Die breite Landstraße zog, dem Flusse parallel bleibend, daran vorbei. Von ihr zweigte die Straße ab, die nach dem Wellhofer Schlosse führte, und auf dieser wurde jetzt eine Frauengestalt sichtbar.

Sie ging sehr rasch, und bald verschwand sie hinter einem Gebüsch, welches am Wege lag.

Als sie wieder zum Vorschein kam, befand sie sich schon so nahe, daß Ernst sie zu erkennen vermochte. Sofort verfinsterte sich sein Gesicht.

„Das auch noch!“ sagte er laut. „Klemi hatte also doch recht, als sie diesen Besuch als sicher voraussagte.“

Ganz unwillkürlich war er einige Schritte vom Fenster weggegangen. Er stand jetzt neben seinem Schreibtisch und griff nach einem Einschreibeschein, der unter einem Briefbeschwerer lag. „Robert v. Lassot,“ las er laut und dann „fünfter Juni. — Heute früh also hat er meinen Brief erhalten. Er weiß nunmehr, daß er von mir nichts zu erwarten hat.“ Er trat wieder an das Fenster. „Ob auch seine Mutter es weiß?“ setzte er in Gedanken hinzu und blickte hinunter.

Die Frau war schon ganz nahe. Sie trug Trauer-

kleider. Mit ihrer gedrungenen Gestalt, mit ihren breiten, verschwommenen Zügen sah sie nichts weniger als vornehm aus. Auch ihre Bewegungen waren nicht vornehm, wie sie so auffallend eilig daherkeuchte.

Jetzt hielt sie einen Augenblick lang an dem Tore des Gitters an.

„Die Arme! Wie sie gerannt ist!“ murmelte der Baron, und seine Züge waren nicht mehr hart. „Eine Mutter in Sorge! Ich werde mich bemühen, gut gegen sie zu sein.“

Er ging ihr entgegen, und im Vorsaal trafen sie zusammen.

Er streckte der augenscheinlich sehr Aufgeregten die Hand entgegen. „Ich kann es mir denken, warum du kommst, arme Tante,“ sagte er sanft.

Die Dame war noch atemlos. Ihr schweißbedecktes Gesicht mit ihrem Taschentuche abwischend, trat sie ihrem Neffen voran in dessen Zimmer. Dort erst ergriff sie seine Hand und schaute ihn angstvoll und lauernd an. Ihre kurzen Finger umspannten wie im Krampfe seine Hand, während sie mit rauher Stimme sagte: „Selbstverständlich hast du ihn eingelöst! Es wäre einfach infam, wenn du es nicht getan hättest!“

Sie standen jetzt beim Schreibtisch.

Ernst v. Teck hatte seine Hand mit einem jähen Ruck befreit. Er war sehr bleich, und seine Züge waren wieder finster geworden. Es lag ja so viel Widerwärtiges zwischen ihm und ihr. Das hatte er vergessen wollen, aber die Art dieser Frau, ihre innerliche Roheit, der gänzliche Mangel an der allergewöhnlichsten Einsicht und Gerechtigkeit zwangen immer wieder dazu, ihre Fehler widerwärtig deutlich vor Augen zu haben.

„Setze dich, Tante!“ sagte er, sich gewaltsam zur

Ruhe zwingend, und schob ihr den Rohrsessel hin, der vor dem Tische stand.

Frau Leona v. Lassot sank in den Sessel. Auch sie war jetzt bleich. Nur noch einzelne rote Flecken hoben sich von der gelblichen Blässe ihres Gesichtes ab, das vor Jahren vielleicht hübsch gewesen sein mochte, jetzt aber recht ungünstig wirkte.

Wieder waren ihre tiefliegenden Augen voll Angst, und zwar diesmal wirklich nur voll Angst, auf den jungen Baron gerichtet. „Sei nicht böse," sagte sie. „Wenn ich heute ein Wort zu viel sage, darfst du dich nicht wundern."

Er lächelte ironisch. „Liebe Tante, du hast die, welche dich kennen, längst daran gewöhnt, daß du bei jeder Gelegenheit ein paar Worte zu viel sagst. Daraus ist ja doch der Zwist zwischen den Häusern Teck und Lassot entstanden. Nun — es gibt jetzt nur wenige noch, die du aufeinanderhetzen oder auseinanderbringen könntest. Mit anderen Leuten verkehrst du ja kaum. Dennoch muß ich das Wort in Bezug auf mein Handeln, das du soeben gebrauchtest, entschieden zurückweisen."

Seine Ironie war in eine Strenge übergegangen, die ihm außerordentlich gut stand, die Frau v. Lassot aber nur ängstigte und reizte. Da ihre Angst jedoch viel größer war als die Sucht, ihm seine harten Worte zurückzugeben, bezwang sie sich.

„Denke nicht mehr daran!" begann sie beinahe demütig. „Denke überhaupt nicht an mich, denke nur an ihn, an meinen armen Jungen, der jetzt in so großer Not ist!"

„In die er sich selber gebracht hat."

„Wer sagt denn, daß es anders ist? Aber —"

„Du findest schon wieder ein ‚aber'!"

„Selbstverständlich! Bin ich doch seine Mutter!"

„Die vollständig blind vor Liebe ist!"

„Wirf mir das wenigstens jetzt nicht vor und — mein Gott — rede endlich! Ich werde ja krank vor Angst! Ernst, nicht wahr, mein lieber Ernst, du hast Robert aus dieser entsetzlichen Lage befreit, du hast diesen unglückseligen Wechsel eingelöst?"

Weit vorgebeugt starrte sie den Baron an, und als der den Kopf schüttelte und auch mit Worten verneinte, sank sie vor Schrecken in ihren Sessel zurück.

Vielleicht hatte sie für ein paar Augenblicke lang wirklich das Bewußtsein eingebüßt, vielleicht auch hatte ihr der Schrecken nur für kurze Zeit alle Kraft genommen. Jedenfalls hatte sie die Herrschaft über ihre Glieder, ja sogar über ihre Zunge verloren.

Er zog sich einen Stuhl heran, setzte sich zu ihr und legte seine Hand auf ihren Arm. „Tante," fing er sanft an, „wenn ich auch nur selten an deiner Seite stehen konnte, diesmal ist es der Fall. Ich begreife deine Aufregung, und mein ganzes Mitleid gehört dir. Auch Klemi ist über das Geschehene außer sich. Sie hat gar nicht weggehen wollen, denn sie nahm an, daß du hierher kommen würdest. Meine Schwester ist eben immer klüger als ich —"

Ob die Frau ihm zugehört, ob sie seine Reden verstanden hatte, war nicht zu ersehen. Plötzlich brach sie in ein jammervolles Schluchzen aus. „Ihr wollt ihm nicht helfen, ihm nicht helfen, da er jetzt so entsetzlich unglücklich ist!" schrie sie.

Sie stieß Ernst zurück, erhob sich und lief wie eine Wahnsinnige durch das Zimmer.

Da stand auch er auf, stellte sich mit verschränkten Armen vor den Schreibtisch und betrachtete mit mißbilligenden Blicken die Wütende. „Warum tobst du

denn hier bei mir?" fragte er kühl. „Ich nehme nämlich wohl als richtig an, daß du von Horn kommst und erst, nachdem du mich besucht hast, nach Wien weiterfahren wirst. Siehst du, für dort hättest du dir diesen Wutanfall aufsparen sollen, denn im Zimmer deines Sohnes wäre er am richtigeren Platze gewesen."

„Von Robert rede nicht!" schrie sie. „Er ist jetzt im Unglück. Er hat auf dich gebaut, und du verlässest ihn, und das ist erbärmlich — erbärmlich, sage ich!"

Ernst zuckte die Achseln. „Deine Logik und deine Moralbegriffe waren seit jeher ziemlich verwirrt, Tante Leona," entgegnete er ruhig. „Darüber kann man mit dir eigentlich nicht reden. Ich möchte dir's aber trotzdem begreiflich machen, daß ich, selbst wenn ich es hätte tun wollen, diesen Wechsel, auf welchem Robert meine Unterschrift gefälscht hat, nicht hätte einlösen können, weil mir nach allen Richtungen hin die Hände gebunden sind, weil ich so arm geworden bin, daß ich nicht einmal fünfzehnhundert, geschweige denn fünfzehntausend Kronen sofort aufzutreiben im stande wäre."

„Also so arm bist du, daß du nicht einmal die Ehre deines Vetters retten kannst? Ich meine, zu diesem Zwecke müßte ein Mensch, der ein Herz hat, Himmel und Hölle in Bewegung setzen."

„Was ich diesbezüglich an Herz besitze, bin ich meiner Schwester schuldig."

„So wirst du für Robert wirklich nichts tun?"

„Nein, ich kann nicht, und wenn —"

Ernst stockte. Er biß sich auf die Lippe, und seine Hände ballten sich.

Frau v. Lassot schluchzte halb, und halb schrie sie: „Und wenn du auch könntest, so willst du einfach ihm nicht helfen."

„Jedenfalls verdient ein Mann, der, nur um seiner Genußwut frönen zu können, bis zum Wechselfälscher herabsinkt, keine Hilfe. Das, Tante, das muß ich dir sagen, so leid es mir tut, da du mir, ohne jedes Recht hierzu, so häßliche Vorwürfe machst."

„Ohne Recht? Ohne Recht? Da — lies doch diesen Brief und sage dann noch einmal, daß ich ohne Recht dich den Verderber meines unglücklichen Sohnes nenne!"

„Ich bin der Verderber Roberts nicht! Sage so etwas nicht noch einmal! Es muß doch jede Verrücktheit eine Grenze haben."

„Was sprichst du von Verrücktheit? Da, lies diesen Brief! Heute früh habe ich ihn erhalten. Mit dem nächsten Zuge bin ich hierher gefahren, um mir Ruhe zu holen, und nun —"

Sie sank aufstöhnend in den nächsten Sessel.

Ernst las schon. Plötzlich strömte ihm das Blut zum Kopfe, und dann wurde er sehr blaß. „Robert ist ein Schuft!" sagte er mit Anstrengung, und danach war er mit einem Schritt an der Seite seiner Tante und hielt diese, welche emporfahren wollte, mit eiserner Hand nieder. „Bleibe ruhig," riet er ihr, „ich wiederhole, daß dein Sohn ein Schuft ist, falls er nicht etwa den Verstand verloren hat. Denn es ist kein Wort wahr von der Entschuldigung, die er seiner Selbstanklage folgen läßt."

„Ernst — Ernst!" schrie sie grimmig.

„Daß du das hast glauben können, was er dir da vorlügt! Oder gibst du vielleicht nur vor, es zu glauben? Ich muß das fast annehmen, denn selbst du kannst nicht glauben, daß es einen vollsinnigen Menschen gibt, der einem anderen erlaubt, auf seinen Namen Wechsel auszustellen."

Frau v. Lassot schaute ihn verwirrt an. „Er setzt doch hinzu," stotterte sie, „daß du ihm dies nur unter der Bedingung erlaubt hast, daß er diese Wechsel seinerzeit wieder einlöst."

„Ein so leichtsinniger Lebemensch, wie dein Robert einer ist, denkt gar nicht daran, Verpflichtungen einzuhalten. Aber auch dem ehrenfestesten Menschen würde ich es nicht erlauben, meinen Namen auf seine Wechsel zu setzen, und — Tante Leona, das verstehst du so gut wie ich. Trotzdem du seit einem Jahre von Robert gezwungen wirst, wie eine Verbannte zu leben, kannst du es ja doch noch nicht vergessen haben, wie vorsichtig jeder nicht nur mit seinem Gelde, sondern auch mit seinem Namen sein muß. Du glaubst also selber nicht an die Richtigkeit von Roberts Angabe."

„O ja — ich glaube daran."

Deutsches Haus.
ST. PAUL, MINN.

„Tante!"

„Höchstens kann da ein Mißverständnis obwalten. Du hast ihm vielleicht einmal im Scherz oder in einer Weinlaune diese allerdings unvorsichtige Erlaubnis gegeben."

„Auch das glaubst du selbst nicht."

Wie geistesabwesend streicht sie sich das wirre Haar aus der feuchten Stirne, Röte und Blässe wechseln auf ihrem Gesicht. Plötzlich liegt sie Ernst zu Füßen.

„Aber Tante!" ruft er halb zornig, halb mitleidig und streckt die Hände nach ihr aus.

Aber sie umklammert seine Knie und schluchzt: „Laß mich, Ernst, laß mich dich so um Hilfe bitten! Du kannst sie ihm ja nicht versagen! Ein bißchen hast du ihn ja doch lieb. Ich kenne doch dein Herz! Du hast für die Deinigen immer so viel Liebe gehabt, warst das Glück deiner Mutter, bist der Stolz deines

Vaters gewesen und bist der beste Bruder. O Ernst! Ein Mensch von deiner Art kann einen anderen nicht zu Grunde gehen lassen. Und wenn du meinen Sohn selbst haßtest, so muß seine Not dich rühren. Ernst, lieber Ernst, hilf ihm!"

Jetzt war nichts Gemachtes und nichts Widerliches mehr in ihr. Es war die Mutter, die für ihr Kind bittet, die sich um ihres Sohnes willen demütigt.

Gerührt hob sie der Baron auf und geleitete sie wieder zu dem Sessel. „Schau, Tante, ich hasse Robert ja nicht. Du weißt, daß ich ihm vor zwei Jahren schon einmal geholfen habe. Jene fünftausend Kronen fehlten mir schon gar oft, und ich habe ihn häufig bitten müssen, mir dieses Geld zurückzuerstatten. Er hat es mir nicht zurückgegeben, aber trotzdem —"

„Er wird es dir ganz gewiß zurückzahlen," beeilte Frau v. Lassot sich zu versichern. „Du weißt doch, Lucie Fein ist schon seine Braut; wenn sie seine Frau sein wird, ist er fast Millionär. Da kannst du doch sicher sein, daß er dir diese Schuld zurückzahlt, und auch ich selbst bin dir dafür sicher. Ernst, mein heiliges Ehrenwort, ich zahle dir diese Schuld zurück, und wenn ich es nicht früher tun kann, dann geschieht es nach Tantes Tod. Du weißt es ja, daß ich ihre Erbin bin. Aber jetzt — um Gottes willen — hilf Robert noch einmal!"

Da führte er sie zum Fenster und deutete hinaus. „Merkst du, daß ich dieses Jahr so gut wie keine Einnahmen haben werde?" sagte er bitter. „Und auf dem Gute lastet bereits eine dritte Hypothek. Im Frühjahr habe ich sie aufnehmen müssen. Jetzt frage ich dich, wer wird mir noch Geld leihen? Woher soll ich also die fünfzehntausend Kronen nehmen, die über meinem Namen auf jenem Wechsel stehen? Ar-

Tante — ich kann einfach Robert nicht helfen, in keiner Beziehung helfen. Die Sache hat schon ihren Lauf genommen."

Frau v. Lassot stöhnte, dann schrie sie auf: „Kannst du denn nicht wenigstens das Schlimmste verhindern?"

„Seine Verurteilung meinst du?"

„Mein Gott, Ernst, hättest du wenigstens —"

„Was denn? Ich glaube, du bewegst dich im Kreise. Du kannst nicht loskommen von dem Gedanken, daß ich mich für Robert zu opfern habe. Du redest wieder von dem Wechsel, den ich hätte zurückhalten sollen. Aber wie denn? Als man mir ihn präsentierte, war ich natürlich überrascht und maßlos ergrimmt. Ich mußte einfach die Unterschrift als gefälscht bezeichnen. Da gibt es kein Zurücknehmen mehr."

„Gewiß könntest du noch alles zurücknehmen."

„Wie denn? Wo denn?"

„Erkläre einfach, daß es doch deine Unterschrift ist."

„Das würde vor Gericht geschehen müssen, denn ich kann den Wechsel nicht einlösen, und sein Besitzer wird ihn zweifellos einklagen."

„Also vor Gericht!"

„Ich müßte da einen falschen Eid schwören."

„Und wenn auch! — Du rettest damit eines Menschen Ehre!"

„Und verliere im günstigsten Falle die meinige. Aber es könnte auch Zuchthaus dabei für mich herauskommen."

„Muß es denn durchaus zu einem Eid kommen?"

„Nur deiner Aufregung schreibe ich es zu, daß du durchaus nicht verstehen willst. Also höre, wie ich den Fall ansehe und wie er vielleicht auch ist. Der, welcher Robert das Geld gab, wußte möglicherweise schon von vornherein, daß der Wechsel einen gefälschten Namen trug und —"

„Und darauf hätte er Geld gegeben?“ höhnte Frau v. Lassot.

„Natürlich hat er es gegeben. Auf diesen Wechsel sogar noch lieber als auf irgend einen anderen. Hat er gewußt, daß Robert eine reiche Braut hat, daß somit dieser Wechsel ganz sicher eingelöst werden wird, dann ist es sein Vorteil, die Sache geheimzuhalten, dann kommt sie nicht vor Gericht. Glaubt er jedoch, daß von Robert nichts mehr zu holen ist, dann wird er ihn bestraft wissen wollen. Verstehst du es jetzt?“

Frau v. Lassot gab keine Antwort.

„Hast du denn nur mich allein, an den du dich wenden kannst?“ fuhr Ernst nach einer Weile fort. „Bist du denn mit Frau v. Lauren verfeindet, daß du dich nicht zu ihr zu gehen getraust?“

„O nein, Tante ist nicht böse auf mich, aber die ist doch in Baden-Baden.“

Ernst schüttelte den Kopf. „Heuer nicht. Klemi hat sie erst vor ein paar Tagen gesehen.“

„Wo?“

„In Wien. Als Klemi ins Konservatorium ging, fuhr die alte Frau Oberst an ihr vorbei.“

In Frau v. Lassot war plötzlich eine große Lebhaftigkeit gekommen. Sie zog schon ihre Handschuhe an. „An die habe ich ja sogleich gedacht,“ sagte sie hastig, „aber ich nahm an, daß sie nicht hier ist, und Robert muß doch schnell geholfen werden.“

„Ja, dem muß immer sehr schnell geholfen werden,“ warf Ernst herb ein.

Da sah Frau v. Lassot ihn höhnisch an und sagte bissig: „Nun, du hast ihm nur ein einziges Mal geholfen, und dazu hat dich einfach dein Gewissen gedrängt, denn hätte deine Schwester Robert damals nicht schroff abgewiesen, so hätte er sich nicht zu be-

täuben gebraucht. Robert hat eben ein fühlendes Herz —"

„Nur nicht für seine Eltern."

„Er hat seinen Vater sehr geliebt. Wie hat er gelitten, weil er nicht zu seinem Begräbnis hat kommen können!"

„Meinst du? — Aber nein, ich öffne dir darüber lieber nicht die Augen."

„Niederträchtige Verleumdungen behalte für dich!"

„Tante!"

„Und daß er mich zärtlich liebt, das weiß ich gewiß," fuhr sie fort. „Für mich würde er gern jedes Opfer bringen. O, mich liebt er ehrlich. Wie oft drückt er mir sein Leid, daß ich nicht bei ihm sein kann, in seinen Briefen aus."

Der Baron zog die Uhr. „Es ist elf Uhr. In einer halben Stunde geht ein Zug. Ich meine, ich muß dich daran erinnern."

Frau v. Lassot ging schon nach der Tür. „Ich eile ja schon," sagte sie höhnisch, „um anderswo die Hilfe zu suchen, die du meinem armen Sohne versagst. Ah — ich hätte es wissen können, daß ich nutzlos hierher gehe. Deine Eltern schon waren Robert abgeneigt, und du und deine hochmütige Schwester — ihr seid direkt seine Feinde. Von Wellhof ist uns noch nie etwas Gutes gekommen."

Die Tür öffnete sich hinter ihr, und Baronesse Klementine trat ein. „O Tante! Ich hab's ja gewußt, daß du kommen wirst," sagte sie und streckte ihr die feine Hand entgegen.

Frau v. Lassot jedoch ergriff die ihr gebotene Hand nicht, sondern wehrte sie grob mit der ihrigen ab, und während sie rief: „Laß mich! Du weißt, daß ich dich verabscheue!" eilte sie hinaus.

Die beiden Geschwister schauten ihr verblüfft nach. Als unten die Tür schmetternd ins Schloß fiel, kehrten sie schweigend in das Zimmer zurück. Bis an das Fenster gingen sie und schauten Frau v. Lassot nach.

„Wie häßlich ist es, wenn man seine Verwandten nicht achten kann!“ sagte endlich das junge Mädchen. „Armer Ernst! Das war dir gerade noch notwendig! Sie war wohl noch brutaler als sonst?“

Der Baron nickte. „Ja, Klemi. Sie war wieder sehr — merkwürdig. Jetzt haßt sie uns mehr als je, und wer diese Frau zur Feindin hat, der mag sich vorsehen.“

Zweites Kapitel.

In einem großen Zinshause der Mariahilferstraße, welche in einer Länge von etlichen Kilometern mehrere Bezirke Wiens verbindet, wohnte als Eigentümerin die Oberstenwitwe Julie v. Lauren. Sie besaß noch mehrere Häuser, zog aber dieses vor. Hier war der Hausmeister noch nicht zum Portier hinauf- und das erste Stockwerk noch nicht zum Mezzanin hinuntergeschraubt worden, hier gab es noch kein elektrisches Licht und keinen Küchenaufzug. Dafür aber wurde in diesem Hause auch nicht zu jedem Jahreswechsel gesteigert, und die Mietpreise waren so, daß auch bürgerliche Leute sie bezahlen konnten.

So kam es, daß die Parteien darin sozusagen mit dem Hause verwachsen waren, und daß die schon recht alte Hausbesitzerin von allen aufrichtig verehrt wurde.

Verkehr unterhielt sie mit wenigen, denn die kränkliche Frau, die nur noch dem Gedenken ihres noch nicht lang verstorbenen Gatten lebte, hielt sich sehr zurückgezogen. An Verwandten besaß sie nur noch Frau v. Lassot und deren Sohn.

Leona v. Lassot war die Tochter einer Base der Oberstenwitwe. Von naher Verwandtschaft konnte man also eigentlich nicht reden, wie auch der Verkehr zwischen den beiden Frauen niemals ein lebhafter war. Dafür hatte schon der verstorbene Oberst gesorgt, der die Ruhe geliebt und für intrigante Frauenzimmer niemals eine Schwäche gehabt hatte.

Vielleicht hatte nun gerade dieses Ferngehaltenwordensein für Frau v. Lassot die gute Folge gehabt, daß sie mit ihrer Bitte um Hilfe bei der alten Verwandten Glück hatte.

Ein junger Offizier, dessen Ehre auf dem Spiele stand und der — so war der alten Dame von der verzweifelnden Mutter aufs anschaulichste klar gemacht worden — sich das Leben nehmen müßte, wenn seine Schuld nicht noch heute getilgt wurde, der durfte nicht der Verzweiflung überlassen werden, wenn eine alte Verwandte nur zum Geldschrank zu gehen und ein paar Wertpapiere herauszunehmen brauchte, um ihn zu retten.

In knapp einer halben Stunde war die Angelegenheit geregelt, und sofort fuhr die überglückliche Mutter der inneren Stadt zu, um ihrem Sohne so eilig als möglich die ersehnte Hilfe in der höchsten Not zu bringen.

Dazu bedurfte sie jedoch noch der Unterstützung eines Mannes, der ihr und Robert schon einmal in einer peinlichen Angelegenheit beigestanden hatte.

Der Einspänner, den sie bestiegen, hielt nach kurzer Fahrt an einem der schon sehr alten Häuser der Krugerstraße. Frau v. Lassot bezahlte den Kutscher und ging eilig die dunkle, schmale Treppe hinauf.

Keuchend und mit zitternden Knien kam sie im letzten Stockwerke an. „Doktor Eduard Schimmel“

stand da an der einzigen Wohnungstür auf einer tadellos glänzenden Messingplatte.

Frau v. Lassot läutete. Es dünkte ihr ungeheuer lang, bis man ihr öffnete.

Endlich wurde der Verschluß des Guckloches gedreht, Frau v. Lassot hatte das unangenehme Gefühl, erst beobachtet zu werden, und dann tat sich die Tür auf.

„Sie sind noch immer da?" sagte sie in ihrer schroffen Weise, und ihr hochmütiger Blick glitt über die armselige Gestalt der Frau, die schon vor drei Jahren, zu jener Zeit also, in welcher sie mit ihm zu tun hatte, Doktor Schimmels Wirtschafterin war.

„Ja, ich bin noch immer da, gnädige Frau, und ich werde auch noch eine Weile hier sein. — Nicht wahr, ich habe Frau v. Lassot zu melden?"

Sie führte die Besucherin in ein kleines Vorzimmer, und gleich darauf kehrte sie zurück mit der Meldung: „Der Herr Doktor läßt bitten."

Eine Weile blieb sie dann noch stehen, die trüben Augen auf die Tür gerichtet, hinter welcher Frau v. Lassot verschwunden war. Dann sagte sie leise: „Das ist auch eine sorgenvolle Mutter. Gerade so wie ich. Aber es ist auch in dieser Hinsicht ein großer Unterschied zwischen ihr und mir. Ihr Sohn ist ein Lump, und meine Resi und ihr Mann sind ehrenhafte Leute."

Nach dieser Reflexion ging sie in ihrer müden, langsamen Art in die Küche, um dort in ihren Vorbereitungen für das Nachtessen fortzufahren.

Ein Huhn war zu spicken. Sie holte, was sie zu diesem Zwecke brauchte, zusammen. Dabei redete sie immerfort halblaut mit sich selbst. Es wird dies leicht zur Gewohnheit bei Leuten, die fast immer allein sind.

„Sie hat übrigens gar nicht unglücklich ausgeschaut,"

murmelte sie, „und ihr Junge war doch ganz außer sich, als er vom Doktor wegging. Ob sie ihn gesehen hat? Er könnte ihr noch auf der Treppe begegnet sein."

Gedankenvoll fing Frau Barbara Heister an, das Huhn mit feinen Fettstreifen zu durchziehen. Sie gab sich dabei Mühe, dem Braten ein schönes Aussehen zu verleihen, denn sie wußte, daß ihr Herr außerordentlich viel auf das Essen hielt, und daß er nicht nur ein Viel-, sondern auch Feineſſer war, somit auch die Augen befriedigt haben wollte.

Während sie auf dem rahmgelben Hühnerleib zwischen allerlei Linien niedliche Speckrosetten entstehen ließ, wurde drinnen im Zimmer gar Wichtiges verhandelt.

Doktor Schimmel war seinem Besuch bis an die Tür entgegengegangen. „Gnädige Frau," sagte er und war sichtlich verwundert, „sind Sie Ihrem Herrn Sohn nicht begegnet?"

„Robert? War er hier?" entgegnete Frau v. Lassot aufgeregt.

Der Advokat nickte. „Er ist soeben weggegangen. Er war nahezu zwei Stunden bei mir."

„In welcher Stimmung?" Sie setzte sich auf den Sessel, den Schimmel ihr neben seinem Schreibtische zurechtgerückt hatte.

Einen Moment lang überlegte er, dann erst antwortete er: „Der Herr Oberleutnant ist ebenso gefaßt wie gnädige Frau. Er teilte mir mit, daß er gnädige Frau von allem verständigt habe."

Sein Gesicht, nun völlig beschattet, sah jetzt fast wie das eines Mohren aus. Sein Teint war ungewöhnlich dunkel, und es gab Leute, die nicht mit Unrecht behaupteten, daß auch seine Seele von seltener Dunkel-

heit sei. Jedenfalls machte der Mann keinen günstigen Eindruck mit seinem feisten Gesichte, den dicken roten Lippen, den gelben Zähnen und den kleinen, kohlschwarzen Kalmückenaugen.

„Ja, ich weiß alles," sagte Frau v. Lassot kurz. „Robert ist furchtbar leichtgläubig gewesen. Er hat sich darauf verlassen, daß sein Vetter die gegebene Erlaubnis nicht ableugnen werde."

„Von welcher Erlaubnis reden Sie da, meine Gnädige?"

„Von der Erlaubnis, daß Robert Wechsel auf den Namen seines Vetters ausstellen dürfe."

Doktor Schimmel lachte laut auf. So lustig war er, daß er sich, sein bißchen gesellschaftliche Bildung vergessend, mit lautem Klatsch auf das Knie schlug.

Frau v. Lassot richtete sich steif auf. „Herr Doktor!" rief sie streng.

Schimmel hatte sich schon gefaßt. „Hat der Herr Oberleutnant Ihnen die Sache wirklich so dargestellt?" fragte er, noch immer sarkastisch lächelnd.

„Hat er sie denn Ihnen anders geschildert?"

„Ganz anders, meine Gnädige."

„Und wenn er Ihnen dasselbe gesagt hätte, was er mir schrieb?"

„Dann hätte ich ebenfalls lachen müssen."

„Also ist es nicht so?"

„Selbstverständlich nicht. Es ist nicht so, weil es einfach so nicht sein kann, weil solch eine Erlaubnis nur ein Wahnsinniger geben könnte, und Baron Teck ist, so viel ich weiß, im Vollbesitze seiner Vernunft. Nein — nein, gnädige Frau, hier handelt es sich um eine ganz gewöhnliche Fälschung, begangen in der Hoffnung, daß der Baron aus Familiensinn den Wechsel einlösen werde, was leider nicht geschehen ist, weshalb

morgen früh die Sache dem Gerichte übergeben werden wird."

„Es wird nicht so weit kommen."

„Gnädige Frau?"

„Denn Sie werden die Angelegenheit sofort ordnen."

„Sie haben das Geld?"

„Seit einer halben Stunde."

„Das ist ja ausgezeichnet!"

„Robert soll nicht in Ungelegenheiten kommen wegen solcher Dummheiten."

Ganz wegwerfend sagte sie dies, und mit einer erhabenen Bewegung legte sie den Umschlag vor sich hin, in welchem sich die soeben erhaltenen Wertpapiere befanden.

„Zählen Sie!" befahl sie. „Es muß reichen."

Doktor Schimmel besah sich schon die Papiere. „Es reicht vollkommen. Es sind sogar etwa tausend Kronen mehr, als wir brauchen. Ich mache mich sofort auf."

„Tun Sie das. Ich werde froh sein, wenn ich endlich das unselige Papier in Händen habe. Ich fahre jetzt zu Robert. Dort werde ich Sie erwarten."

„Sie treffen ihn in seiner Wohnung nicht," entgegnete Schimmel rasch. „Er sagte mir, daß er bis spät Abends Dienst habe."

„Das ist fatal. So wird er also auch bis spät Abends nicht wissen, daß er gerettet ist?"

„O, das kann ich ihm schon auf irgend eine Weise mitteilen. So schnell als möglich soll er es sogar erfahren, und wenn mir Gnädigste sagen, wo ich Sie um acht Uhr treffen kann, werde ich Sie abholen, und da wird der Herr Oberleutnant vielleicht schon mitkommen können."

„Ich werde um acht Uhr in der Maria-Theresienstraße sein. Robert kommt doch jedenfalls aus der

Kaserne, also können wir dort am sichersten zusammentreffen."

„Gut. Also um acht Uhr in der Maria-Theresienstraße. So — und jetzt eile ich. Derlei kann man gar nicht schnell genug aus der Welt schaffen."

Sie standen beide auf.

Einen Augenblick lang dachte Frau v. Lassot daran, sich von ihm die Entgegennahme des Geldes bestätigen zu lassen. Dennoch ließ sie sich den gewünschten Schein nicht ausstellen. Sie und ihr Sohn waren ja auf Schimmels Diskretion angewiesen, und vielleicht war der Auftrag, den sie ihm da erteilte, ebenso schwierig als gefährlich. Sie wollte ihn also lieber nicht verschnupfen.

Sie ging ohne den Schein, von Schimmel artig bis zur Tür begleitet.

Der Doktor hatte es übrigens durchaus nicht eilig. Als er sich allein sah, steckte er die Wertpapiere wohl sogleich zu sich, danach aber setzte er sich wieder und fing an, nachzudenken.

„Jedenfalls werde ich mir die Geschichte erst gründlich überlegen," sagte er sich. „Es ist auch noch Zeit, wenn ich erst dann zu dem Manne gehe, der die Fälschung in Händen hat, nachdem ich mit Lassot geredet habe. So wird Lassot früher beruhigt, und der andere muß länger für sein Geld fürchten — und das macht mürbe. Lassot wird mir jede Viertelstunde früherer Erlösung hoch anrechnen, was mir später reiche Zinsen tragen wird. Und mit dem Wechselchen selbst — na ja, das wird sich schon machen!"

Nach dieser Reflexion erhob sich Doktor Schimmel, holte sich seinen Hut und ging.

Die Heister hatte schon die Tür hinter ihm geschlossen, da pochte er wieder, und als ihm geöffnet

wurde, sagte er: „Sie, liebe Heister, vergessen Sie bei dem italienischen Salat ja nicht, viel, sehr viel Öl zu nehmen, hören Sie, sehr viel Öl und ein paar Oliven. Punkt acht Uhr muß das Essen auf dem Tisch stehen."

Nach diesen für ihn sehr wichtigen Anweisungen ging er wirklich.

Zu Robert v. Lassot wollte er gehen, und die Rudolfskaserne befindet sich im neunten Stadtbezirk, auf dem Alsergrund. Doktor Schimmel stieg jedoch, auf dem Kärntnerringe angekommen, nicht in den elektrischen Wagen, der nach dem neunten Bezirke fuhr, sondern in einen, auf welchem „Taborstraße" stand. Die Taborstraße aber befindet sich im zweiten Stadtbezirk, in der Leopoldstadt.

In der genannten Straße stieg er aus. Hier befand sich die Privatwohnung des Oberleutnants Lassot, und Schimmel wußte ganz genau, daß er ihn daheim treffen werde und nicht in der Kaserne, wohin er seine Mutter geschickt.

Lassot hatte ihm beim Fortgehen gesagt, daß ihm sehr übel zu Mute sei, und daß er direkt nach Hause gehen werde, zumal er dort seinen Gläubiger erwarte. Auch Schimmel selbst wurde von Lassot erwartet, denn der Doktor hatte dem vor Angst halb Sinnlosen versprochen, die fünfzehntausend Kronen bis zum Abend irgendwie aufzutreiben und sie ihm zu bringen.

Der wackere Doktor hätte übrigens nur seinen eigenen Geldschrank aufzumachen brauchen, um das Geld herauszunehmen, aber das brauchte Lassot ja nicht zu wissen. Es machte sich viel besser, wenn dieser glaubte, sein Rechtsfreund habe wegen dieses Geldes ungeheure Mühe gehabt. Auch brauchte niemand zu wissen, daß Herr Doktor Eduard Schimmel, der vor Jahren schmutziger Sachen halber aus der Liste der Wiener Advo-

taten gestrichen worden, ganz in der Stille ein ganz gewöhnlicher Wucherer war. Die Geldbedürftigen, denen er für sehr hohe Zinsen beisprang, glaubten stets, daß er nur ein gütiger, freundlicher Vermittler sei, der selbst entrüstet darüber war, daß man für so wenig Geliehenes so viel zurückzahlen mußte.

Diesmal freilich konnte Schimmel diese Meinung nicht erwecken, denn selbstverständlich mußte er es Lassot sagen, daß dessen Mutter das Geld, das er mitbrachte, aufgetrieben hatte; aber trotzdem stand ihm ein gutes Geschäft bevor, und so stieg er denn recht guten Mutes zu Lassots Wohnung hinauf.

Der Oberleutnant wohnte, wenn man sein sonstiges Auftreten damit verglich, ziemlich bescheiden. Er hatte bei einer alten Beamtenwitwe ein Zimmer und ein Kabinett gemietet, die beide ganz einfach eingerichtet waren. Frau Grübl hielt nicht einmal eine Magd. Nur eine Aushelferin kam Morgens, Mittags und Abends. Die sehr stille Wohnung lag im vierten Stockwerke eines gut bürgerlichen Hauses.

Frau Grübl öffnete dem Doktor selbst die Tür.

„Ist der Herr Oberleutnant zu Hause?" erkundigte sich der Advokat höflich.

Die Frau bejahte. „Soll ich Sie melden?" fragte sie in dem bescheidenen Tone, der guten alten Frauen eigen zu sein pflegt, und dabei zeigte sie nach der rechts befindlichen Tür.

„O nein, verehrte Frau," entgegnete Schimmel liebenswürdig, „der Herr Oberleutnant erwartet mich."

„Herr v. Lassot ist soeben erst nach Hause gekommen," berichtete die Frau noch, dann zog sie sich in ihr Zimmer zurück.

Doktor Schimmel wendete sich nach rechts und pochte an die Tür, auf welche Frau Grübl gewiesen.

Es wurde ihm keine Aufforderung zu teil, einzutreten.

Wieder pochte er, und wieder regte sich nichts im Zimmer. Da drückte er ohne weiteres die Klinke nieder und trat ein.

Er befand sich in einem recht gemütlichen Zimmer, dem man es übrigens sogleich anmerkte, daß ein Soldat es bewohnte. Ein Säbel lag auf dem Sofa und eine Offiziersmütze daneben auf dem Boden. Beide waren offenbar in Eile hingelegt oder hingeworfen worden. Das Riemenzeug des Säbels war ebenfalls auf den Boden geglitten.

Der süße Duft türkischen Tabaks erfüllte den ganzen Raum und bewies, daß der Bewohner dieses Raumes ein Verehrer dieses blonden, feingeschnittenen Krautes war, das ein so ganz eigentümliches Aroma besitzt.

Die Tür zu dem anstoßenden Kabinett war halb offen. Aber auch da drinnen rührte sich nichts.

Schimmel, der in der Mitte des Zimmers stehen geblieben war, sagte laut: „Lassot, ich bin da!"

Wieder keine Antwort.

Schimmel wurde ungeduldig. „Zum Kuckuck, wo sind Sie denn?" rief er ärgerlich.

Mit einem Male aber wurde er still, ganz still. Er hatte keine übermäßig guten Augen, aber doch hatten diese etwas entdeckt. Sie hafteten starr auf etwas, das sich allerdings ziemlich deutlich von dem mit hellbrauner Ölfarbe gestrichenen Fußboden des Kabinetts abhob. Ein Lackschuh war es, der mit dem Fersenteil auf dem Boden ruhte, und dessen Spitze infolgedessen nach aufwärts gerichtet war.

Schimmel war blaß geworden. Wenn dieses merkwürdig dunkle Gesicht blaß wurde, dann kam ein grauer Ton hinein, der es geradezu unheimlich machte.

Ein paar Augenblicke lang brauchte der Erschrockene, um sich zu fassen, dann ging er auf das Kabinett zu und stieß dessen Tür vollends auf.

Links befindet sich das Fenster, daran schließt sich ein Kleiderschrank, auf der anderen Seite steht ein Toilettentisch und neben diesem eine teppichbelegte Truhe.

Der Teppich ist halb von ihr herabgeglitten, und von seiner dunkelgrünen Grundfarbe hebt sich ein bleiches Gesicht ab.

Es ist schrecklich blaß, dieses Gesicht, und schrecklich starr, aber noch jetzt ist es auffallend schön, wiewohl noch die ganze Angst darin zu sehen ist, die Robert v. Lassot in seinen letzten Augenblicken empfunden hat.

Schimmel schluckt ein paarmal, um sein Grauen hinabzuwürgen, dann überwindet er sich, kniet neben Lassot nieder, streift dessen Rock zurück und fühlt nach seinem Herzen.

Nein — das pocht nicht mehr. Die verglasten Augen zeigen kein Leben mehr. Ein eigentümlicher Duft ist an dem Körper zurückgeblieben, und auf der Unterlippe glänzt ein Tropfen.

Mühsam erhebt sich Schimmel und verläßt das Kabinett und das Zimmer.

Frau Grübl, bei der er ohne zu klopfen eintritt, stößt einen lauten Schrei aus. „Mein Gott — was ist geschehen?“ ruft sie erschrocken.

„Tot ist er!“ antwortet der Advokat. „Vergiftet hat er sich. Holen Sie einen Wachmann. Ich bleibe derweilen bei ihm.“

Die Frau verläßt eilig die Wohnung. Sie will laufen. Aber schon auf der Treppe wankt sie so, daß sie nur mühsam das Haustor gewinnt.

Schimmel kehrte wieder in Lassots Zimmer zurück.

In das Kabinett ging er aber nicht, denn den Toten noch einmal anzusehen, hatte er keine Lust.

Aber seine Augen suchten nach anderem.

Ist Lassot denn ohne ein Wort zu hinterlassen gestorben? Das tut doch nur selten einer, namentlich einer, der stets viele Worte hatte, der immer ein Komödiant war.

Ja, ein solcher war Robert v. Lassot gewesen. Schimmel, der sehr scharfe Augen besaß, wenn es galt, die Fehler anderer zu sehen, hatte den schönen Offizier völlig durchschaut. Ganz hohl war der gewesen, der schöne Mensch, ganz faul seine Seele, durch und durch nichtsnutz sein Charakter. Aber wenn es notwendig war, hatte er doch glänzend den Ehrenmann zu spielen gewußt, der Welt und ganz besonders seiner Braut und seiner Mutter gegenüber.

Sollte so ein Mensch aus der Welt gegangen sein, ohne sich zu guter Letzt noch malerisch in seine Verzweiflung zu drapieren, ohne einen Versuch zu machen, seiner Nichtsnutzigkeit ein Mäntelchen umzuhängen?

Doktor Schimmel glaubte das nicht. Seine Augen hatten auch schon auf dem sehr kokett herausgeputzten Schreibtische einen Ruhepunkt gefunden. Es war ein Brief.

Aber der war sorgfältig verschlossen, und man konnte ihn doch nicht einfach verschwinden lassen.

Schimmel zuckte die Achseln. Dann zog er eine der Schubladen auf. Der Schlüssel steckte im Schlüsselloch, und vielleicht hatte Lassot ihr das Gift entnommen. Wo man aber derlei aufbewahrt, da ist wohl auch noch allerlei anderes Interessantes zu finden. Namentlich einen Brief suchte Schimmel, den er selbst unlängst an Robert v. Lassot geschrieben, und den er lieber nicht in fremden Händen wüßte.

ST. PAUL, MINN.

Etwa ein Dutzend Briefe lag in der Schublade. Ohne viel zu überlegen, schob der wackere Doktor sie in die Innentasche seines Rockes.

Er öffnete danach auch die drei anderen Schubladen des Schreibtisches.

In einer derselben befanden sich Photographien, in einer anderen ein Armeerevolver. Die dritte der Schubladen war leer.

Schimmel stieß sämtliche Fächer wieder zu und entfernte sich rasch vom Schreibtische, denn draußen war es laut geworden. Frau Grübl kehrte mit einem Wachmann und dem Polizeiarzt, der zufällig in dem nahen Kommissariat anwesend war, zurück. Dicht hinter diesen kam noch ein telephonisch benachrichtigter Polizeibeamter.

Der Advokat stellte sich als Rechtsfreund des Verstorbenen vor und erklärte, daß Lassot ihn für diese Stunde zu sich gebeten habe, und daß die Ursache seines Selbstmordes zweifellos die arge Geldklemme, in der er sich augenblicklich befand, gewesen sei.

Seine Aussage wurde zu Protokoll genommen, dann konnte er gehen.

Er begab sich jetzt sehr eilig zu dem Besitzer des Wechsels, dem er schilderte, was sich soeben zugetragen hatte.

Der Mann war außer sich darüber, daß er nun richtig um sein Geld sowohl als auch um seine Rache kommen sollte.

Schimmel bot ihm für den jetzt völlig wertlos gewordenen Wechsel zweitausend Kronen an und ließ sich auch durch alles Feilschen zu einer Mehrzahlung nicht erweichen.

„Seine Mutter wird mir weit mehr zahlen!“ schrie der Inhaber des Wechsels.

„Seine Mutter muß mit zwölfhundert Kronen jährlich auskommen. Sie kennen ja die Pensionsbezüge der Beamtenwitwen."

„So wird er andere Verwandte haben, die die Schande nicht aufkommen lassen dürfen."

„Er hat außer dem Baron Teck, der Sie abgewiesen hat, keine anderen Verwandten. Und da er vor Ihnen, aber auch vor mir eingestanden hat, daß er die Unterschrift gefälscht hat, können Sie natürlich nicht mehr daran denken, den Baron Teck zu belästigen."

„Also hat niemand ein Interesse daran, den Wechsel zu kaufen?"

„Niemand als ich, und ich meine, zweitausend Kronen sind immerhin besser als gar nichts."

„Und warum kaufen denn Sie ihn?"

„Weil ich des jungen Mannes Freund war," erklärte Schimmel mit Ernst und Würde.

„Natürlich kriegen Sie das Papier erst, wenn ich diesen Schurken tot vor mir liegen gesehen habe."

„Schimpfen Sie nicht!"

„Warum nicht. Soll dieser Lump mir heilig sein? Er war lebendig ein Betrüger, jetzt ist er halt ein toter Betrüger."

„Also kommen Sie. Sie sollen sehen, daß er tot ist."

„Lassen Sie mir meine Ruh! Jetzt geh' ich nicht. So große Eile hab' ich nicht."

„Aber ich. — Wenn ich den Wechsel nicht noch heute bekomme, kaufe ich ihn überhaupt nicht mehr."

„Also gut. Ich gehe mit Ihnen."

Unterwegs machten sie miteinander aus, daß es genügend sei, wenn der Zweifler aus dem Polizeiprotokoll sich überzeuge, daß Oberleutnant Robert v. Lassot sich heute vergiftet und dadurch den Tod gefunden habe.

Diese Gewißheit verschaffte Schimmel dem betrogenen Manne bald, wonach der, fast weinend vor Wut, den Wechsel herausgab und dann mit dem erhaltenen Gelde davonrannte, als fürchte er, daß ihm auch dieses noch verloren gehen könne.

Schimmel aber bestieg wohlgelaunt einen offenen Einspänner und ließ sich zur Rudolfskaserne fahren.

„Aber Eile hat es nicht," sagte er zum Kutscher. „Fahren Sie ganz langsam. Jetzt ist es halb acht Uhr, in einer halben Stunde erst brauchen wir dort zu sein. Und wenn ich mit einer Dame zurückfahre, will ich das Verdeck aufgeschlagen haben. Seien Sie so gut und vergessen Sie das nicht."

Es schlug gerade acht Uhr, als der Wagen in die Maria-Theresienstraße einbog.

„So, da halten Sie," befahl Schimmel, „und vergessen Sie nicht, das Verdeck aufzuschlagen. Dann fahren wir zum Garnisonspital."

Er warf seine Zigarre, die er sich inzwischen angezündet hatte, weg und stieg aus dem Wagen.

Frau v. Lassot kam ihm schon entgegen. „Nun — wo ist Robert?" fragte sie erregt.

„Wir fahren zu ihm," antwortete Schimmel ganz ruhig.

„Warum ist er denn nicht bei Ihnen? Und warum kommen Sie denn im Wagen? Ich dachte, Sie seien bei ihm in der Kaserne?"

„Er ist nicht mehr in der Kaserne."

„Sondern?"

„Liebe gnädige Frau, ich führe Sie ja zu ihm. Gedulden Sie sich nur wenige Minuten."

„Herr Doktor! Sie —"

„Bitte, meine Gnädige, steigen Sie ein!"

Als sie nebeneinander im Wagen saßen, und dieser

rasch davonfuhr, schaute Frau v. Lassot dem Advokaten scharf in die Augen.

„Sie verheimlichen mir etwas!“ forschte sie unruhig. „Mit Robert ist irgend etwas nicht in Ordnung.“

„O doch, gnädige Frau. Und daß ich's nicht vergesse, den Wechsel habe ich bereits eingelöst. Sie sind dabei billig weggekommen. Ich habe ihn um nur sechstausend Kronen zurückgekauft.“

„So?“

„Ja — und hier ist das Geld, dessen ich nicht bedurfte.“

Sie schob den Umschlag, den er ihr reichte, zerstreut in ihre Tasche. „Warum fahren wir denn nicht über den Donaukanal?“ fragte sie. „Robert wohnt doch in der Leopoldstadt, wir aber fahren der Votivkirche zu. Finden wir denn Robert nicht zu Hause?“

„Nein —“

Schimmel stockte nun doch.

„Reden Sie!“ drängte die Aufgeregte. „Um Gottes willen, reden Sie! Was ist's mit meinem Sohne?“

„Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau!“

Sie erschrak selbstverständlich über diese Warnung ebensosehr, wie alle darüber erschrecken, die man so anredet. Aber selbst jetzt kam das Brutale ihres Wesens zum Ausdruck. Schimmel grob am Ärmel rüttelnd, keuchte sie: „Reden Sie auf der Stelle! Ich will alles wissen!“

Da sagte er denn, was geschehen war. Allerdings blieb er nicht völlig bei der Wahrheit. Er blieb dabei, daß er Robert in der Kaserne aufgesucht habe; als er aber dort erfahren, daß der Oberleutnant Nachmittags nicht daselbst erschienen sei, habe er sich sofort in dessen Wohnung begeben und ihn dort schon tot vorgefunden.

Frau v. Lassot lehnte halb ohnmächtig in der Ecke des Wagens.

Sogar in Schimmels Seele kam etwas wie Mitleid. Er faßte ihre herabhängende Hand. „Fassen Sie sich!“ bat er. „Denken Sie daran, daß nur das Ehrgefühl ihn zum Gift greifen ließ, daß seine letzte Tat ihn völlig entsühnt!“

Der scharfe Denker, der geschulte Jurist wußte ganz genau, daß seine Worte nichts als eine dumme, verlogene Phrase waren, er wußte ganz genau, daß eigentlich er selbst schuld an Lassots Tod war, denn er hatte ihm, bloß um ihn recht mürb zu machen, gar zu wenig Hoffnung gegeben, daß er das Geld werde rechtzeitig herbeischaffen können, und hatte ihn, als das Geld schon für ihn bereit lag, absichtlich noch warten lassen.

Schimmel wurde bei diesen Erwägungen recht melancholisch. Zuweilen seufzte jetzt auch er, und als der Wagen hielt, schüttelte auch ihn ein innerlicher Frost.

Mit Mühe stieg Frau v. Lassot, auf seinen Arm gestützt, aus. Jetzt sah er erst so recht deutlich, wie verzerrt ihr Gesicht, wie irr ihr Blick war.

„Gnädige Frau, nehmen Sie sich doch zusammen!“ bat er.

Sie schaute in die Richtung, in welcher sich sein Gesicht befand, aber er hatte das deutliche Empfinden, daß sie ihn nicht sah.

Und sie hatten erst ein paar Schritte gemacht, als sie plötzlich sehr schwer, ihr Gesicht aschgrau wurde. Mit einem dumpfen Laut glitt sie zu Boden.

— — — — — — — — — — — — —

Etwa eine halbe Stunde später bestieg Schimmel wieder den Wagen.

Frau v. Lassot hatte ihren toten Sohn nicht besucht.

Man hatte die aus schwerer Ohnmacht zur Raserei Erwachte sogleich in das nahegelegene allgemeine Krankenhaus gebracht, nachdem ihr Begleiter angegeben, wer sie sei, und daß sie etliche Wertpapiere bei sich habe, welche zweifellos ihr Eigentum seien.

Frau v. Lassot war also im Krankenhause aufgenommen worden.

Es war schon neun Uhr vorbei, als der ehemalige Advokat die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg.

Er war sehr ärgerlich und sehr hungrig.

Sein erstes Wort beim Eintreten war: „Na, das Huhn ist natürlich gänzlich verbraten?"

Frau Heister beruhigte ihn jedoch, und er konnte sich ein paar Minuten später davon überzeugen, daß sie wahr geredet hatte.

Goldbraun oben und in weichere Töne übergehend, mit feinen Speckstreifen und Rosetten einen zierlichen Anblick bietend, lag das Huhn in seiner duftenden Soße appetiterregend vor ihm. Und auch der italienische Salat war vorzüglich gelungen. Nichts hatte Frau Heister vergessen, auch nicht die Oliven, und aus dem reichgeölten Gemisch von allerhand guten Sachen lugten auch die Köpfchen bitteren Spargels heraus, und alles wurde von einem Kranz sanft rötlicher Garnelen stimmungsvoll abgeschlossen.

Doktor Eduard Schimmel war schon wieder in bester Stimmung.

Als er sich das weiße Bruststück auf den Teller legte, murmelte er vergnüglich vor sich hin: „Viertausend Kronen Profit. Das war heute wohl ein heißer, aber trotzdem ein sehr guter Tag."

Und als er das letzte Knöchelchen abnagte, dachte er: „Und möglicherweise nützt mir auch der Wechsel noch."

Aber als er sich den Rest des Rotweines einschenkte, umwölkte sich seine Stirne. „Und doch war ich ein Esel!“ sagte er ganz laut vor sich hin. „Hätte ich ihn nicht in solch großer Angst gelassen, so lebte er noch, heiratete die kleine Millionärin, die ja wie toll nach ihm war, und wäre immer in meiner Hand gewesen. Das hätte mir Hunderttausende getragen. Und jetzt muß ich mich mit diesen lumpigen viertausend Kronen zufrieden geben! — Ich Esel!“

Während er, nun wieder recht verdrossen, den Wechsel und das Geld aufbewahrte, fiel ihm ein, daß er ja auch Briefe mitgebracht habe. Er entnahm sie seiner Rocktasche und öffnete eines der Schreiben. Es trug die Überschrift: „Mein süßes Kind!“ und war mit „Deine Dich anbetende Mutter“ unterschrieben.

Schimmel lächelte sarkastisch und lachte: „Wenn du wüßtest, daß dein ‚süßes Kind‘ nur über dich gelacht und dich absichtlich von sich fern gehalten hat, weil es sich einer solchen Mutter schämte, würdest du wohl nicht so viel ungesunder Liebe an den Burschen verschwendet haben.“

Nachdem er alle Briefe, die er an sich genommen, zu dem Wechsel gelegt hatte, schloß er seinen Schreibtisch und zündete sich eine feine Zigarre an.

Drittes Kapitel.

Ende Juni schon konnte Frau v. Lassot das Spital wieder verlassen. Sie war nicht, wie es zu Anfang den Anschein gehabt, von einem Nervenfieber befallen worden, ihre Aufregungszustände hatten sich bald gelegt, um einer tiefen Apathie den Platz zu räumen.

Sie achtete kaum darauf, daß ihre Tante, die Oberstenwitwe, sie voll Güte zu sich ins Haus nahm,

daß sie treu gepflegt, ja zärtlich behütet wurde, daß die warmherzige alte Dame voll tiefsten Mitleides alles tat, was den trostlosen Seelenzustand dieser unglücklichen Mutter zu erhellen verhieß.

Frau v. Laurens Güte schien ganz nutzlos verschwendet zu werden. Ihre Nichte blieb völlig stumpfsinnig — bis zu der Stunde, in welcher sie auf Anraten des Arztes, der sich einen Wandel dieses auf die Dauer unerträglichen Zustandes davon versprach, der seelisch so schwer Kranken den Brief gab, den ihr Sohn für sie zurückgelassen, und den Schimmel auf dem Schreibtisch hatte liegen sehen. Man hatte Frau v. Lauren diesen Brief sowie den übrigen Nachlaß des Verstorbenen ausgefolgt, nachdem sie erklärt, daß sie bis auf weiteres Frau v. Lassot bei sich behalten würde.

An einem schwülen Abend hatte die alte Dame ihrer Nichte den Brief schweigend auf den Schoß gelegt. Frau v. Lauren litt schwer unter dem Zwange, der Kranken halber in Wien bleiben zu müssen. Als sie ihr das Schreiben gab, hegte sie dabei auch für sich eine Hoffnung, da sie annahm, daß Leona, aufgerüttelt aus ihrem Kummer, sich endlich bewegen lassen würde, mit ihr Wien zu verlassen.

Ganz schüchtern setzte sich Frau v. Lauren an das Fenster und beobachtete von dort her, was nun kommen würde.

Eine lange Weile geschah gar nichts, dann griff endlich Frau v. Lassots Hand nach dem Schreiben.

Ein Zittern lief über sie hin, und ihre Augen drängten sich förmlich aus dem Kopfe. Eine dunkle Röte verbreitete sich über ihr Gesicht, und aus ihrem Munde kam ein dumpfes Röcheln.

Frau v. Lauren schauderte. So häßlich hatte sie

sich das Erwachen aus dieser unheimlichen Erstarrung nicht gedacht. Am liebsten wäre sie jetzt hinausgegangen, allein sie wagte es nicht, sich zu regen.

Der Umschlag wurde jetzt in großer Eile in Fetzen heruntergerissen und das Briefblatt in fliegender Hast auseinandergefaltet. So schnell riß Leona das Papier auseinander, daß ihr davon eine Ecke in der Hand blieb.

Sie las jetzt. Ihre Hände ballten sich, ihre Zähne schoben sich knirschend übereinander.

Dann erhob sie sich. Merkwürdig groß scheinend, stand sie mitten im Zimmer. Der Brief war zu Boden gefallen. Ihre Hände hatte sie hoch erhoben, ihre Finger waren auseinandergespreizt, ihr Kopf weit vorgestreckt.

Sie sah schrecklich aus.

Frau v. Lauren duckte sich unwillkürlich zusammen. Sie erwartete unter Todesängsten, daß Leona einen Tobsuchtsanfall bekommen werde.

Aber es kam nicht so. Wohl spannte sich jeder Muskel in Leonas verzerrtem Gesicht, aber diese Spannung wich, nachdem das schreckliche Weib ihr durch einen gellenden Schrei Luft gemacht hatte.

Ganz ruhig sah sie danach aus, ganz normal. Aber sie wußte offenbar nichts von sich, denn als sie sich langsam wandte, um zur Tür zu gehen, verfehlte sie ihr Ziel und prallte an das zierliche Kästchen an, das gleich neben der Tür an der Wand stand.

Da erst kam Leona zu sich und starrte eine Weile auf die Niedlichkeiten, welche auf den verschiedenen Etagen des Kästchens standen und noch leise klirrten. Dann ging sie hinaus mit den automatenhaften Bewegungen einer Nachtwandlerin.

Frau v. Lauren, noch ganz kraftlos vor Schrecken, lauschte. Sie hörte Leona über den Gang gehen, der zu ihrem Zimmer führte.

Noch lange saß die alte Dame, die sich nur langsam erholte. Sich mühsam erhebend, ging sie den Brief zu holen, der dort am Boden lag.

Als sie sich nach ihm bückte, ergriff sie ein so starker Schwindel, daß sie beinahe hingefallen wäre. Zum Glück konnte sie sich an einem Sessel halten.

Langsam kehrte sie zu ihrem Sitz zurück und begann nach einer Weile den Brief zu lesen. Er bestand nur aus wenigen, mit Bleistift geschriebenen Zeilen.

Sie lauteten: „Schimmel gab mir so wenig Aussicht auf einen guten Ausgang, daß die Angst übergroß in mir wird. Klemi und Ernst verfluche ich. Sie hätte meine heiße Liebe nicht verstoßen, und er hätte mich nicht verraten dürfen. Die beiden zwingen mich, zu sterben. Dein unglücklicher Robert."

Das waren die letzten Worte eines Verlorenen an seine Mutter. Nur Haß und Rachsucht hatte er gefühlt. Sonst hatte in seiner Seele nichts mehr Raum gehabt.

Frau v. Lauren starrte lange auf den Brief. Sie hatte ihn von sich geschoben wie etwas Häßliches, das man nicht in seiner Nähe haben will.

„Was wohl Ernst Teck ihm getan hat?" fragte sich die alte Dame, nachdem sie wieder freier denken konnte. „Verraten — das ist ein böses Wort. Und ich meinte, die Tecks seien brave Menschen. Aber freilich, ich kenne sie ja kaum." Darüber, daß Klementine v. Teck Roberts Liebe zurückgewiesen hatte, machte sich die gute Dame bei weitem weniger Gedanken. Klementine hatte einfach vernünftig gehandelt, wenn sie seinem Werben kein Gehör gegeben. Und war denn seine Liebe wirklich so heiß gewesen? Leona hatte ihr, als sie um das Geld bat, doch erzählt, daß ihr Sohn verlobt sei, mit einer Millionärin verlobt sei.

Frau v. Lauren hätte gern noch weiter über diese Sache nachgedacht, aber der Kopfschmerz, an welchem sie seit einem Schlaganfalle litt, und der sich in der letzten Zeit wieder häufiger einstellte, kam jetzt so arg über sie, daß sie alles Denken einstellen mußte.

„Ob ich zu ihr hinübergehe?" fragte sie sich, indem sie sich mühevoll erhob, aber sie gab dieses Vorhaben sogleich wieder auf.

Leona wollte sicherlich jetzt allein sein, und sie selbst hatte das gleiche Bedürfnis.

Sie verwahrte den Brief in ihrem Nähtischchen, dessen Schlüssel sie mit sich nahm, und zog sich dann in ihre stille und kühle Schlafstube zurück.

Diese lag gegen den Hof hin, und um zu ihr zu gelangen, mußte die alte Dame an dem Zimmer vorübergehen, welches sie ihrer Verwandten angewiesen hatte.

Einen Augenblick lang blieb sie lauschend an dessen Tür stehen. Es regte sich nichts dahinter.

Frau v. Lauren ging weiter.

Als sie in ihr Schlafzimmer trat, kam ihr das Stubenmädchen entgegen. „Gnädige Frau, ich habe die Fenster schließen müssen. Es kommt so viel Staub herein."

Frau v. Lauren nickte nur zerstreut. Sie war von den letzterhaltenen Eindrücken so erfüllt, daß sie auf das heranziehende Unwetter und den beginnenden Sturm gar nicht geachtet hatte.

Merkwürdig müde geworden, legte sie sich sofort auf den Diwan und schloß die Augen. Noch immer tanzten Lichtpunkte und Feuerlinien vor ihr hin und her.

Das Stubenmädchen kam noch einmal herein. „Entschuldigen, gnädige Frau, ich —"

„Nun?" tönte es müde von dort her.

„Sind gnädige Frau unwohl? Kann ich irgend etwas tun?“

„Kopfweh habe ich, und Sie können mir ein paar Umschläge machen. Aber Sie wollten ja etwas sagen.“

„Ich wollte nur sagen, daß Frau v. Lassot fortgegangen ist.“

„Fortgegangen?“ wiederholte die alte Dame ganz matt. „Haben Sie gut nachgeschaut?“

„Ich habe in allen Räumen die Fenster geschlossen. Ich hätte Frau v. Lassot sehen müssen.“

Frau v. Lauren hatte sich mühsam erhoben. „Gehen Sie rasch, Tini,“ rief sie ängstlich. „Vielleicht sehen Sie meine Nichte noch auf der Straße. Weit kann sie ja noch nicht sein.“

Tini begriff sofort, was ihre Herrin fürchtete. Sie lief schon hinaus.

Als sie an der Küche vorbeikam, rief sie der darin herumhantierenden Köchin zu, sie solle zur gnädigen Frau hineingehen, dann eilte sie aus der Wohnung.

Auf der Treppe begegnete sie der Hausmeisterin. Aber diese konnte ihr keine Auskunft geben. Unten zog der Besitzer des Delikatessengeschäftes, welches die eine Parterreseite einnahm, soeben den letzten Fensterladen zu. Auch er hatte niemand aus dem Hause kommen sehen.

Tini und er schauten nach allen Richtungen aus, aber die Gesuchte entdeckten sie nirgends. Hüte sahen sie fliegen und Menschen gegen den Sturm ankämpfen. Ein Kutscher rannte der Pferdedecke nach, die wie ein Papierblatt vom Sturme davongeweht wurde. Und das alles wurde von Staubwolken überdeckt und verschlungen. Kaum atmen konnte man vor Schwüle und vor Staub.

Ein paar Häuser nach rechts und ein paar nach

links lief das Mädchen noch ab und kehrte dann in die Wohnung zurück.

Noch einmal ging sie oben durch alle Räume, sie ließ keinen Winkel im ganzen, ziemlich weitläufigen Quartier ununtersucht, denn wenn das, was die alte Dame sowohl als auch sie und die Köchin schon immer gefürchtet, nun wirklich geschehen war, dann konnte es ganz gut auch in der Wohnung geschehen sein.

Aber sie fand Frau v. Lassot nicht.

Immerhin erleichtert berichtete sie es ihrer Herrin.

Auch diese atmete ein wenig freier auf, aber trotzdem machte sie sich schwere Vorwürfe darüber, daß sie Leona sich selber überlassen hatte, daß sie ihr nicht gefolgt war, wiewohl sie es gesehen, daß die Unglückliche so furchtbar erregt und so gänzlich verwirrt gewesen war, daß sie nicht einmal sogleich zur Tür hinausgefunden hatte.

Die gute, arme, alte Dame wurde von den beiden Mädchen zu Bett gebracht. Hier verfiel sie in einen Weinkrampf, und die Köchin lief zum Hausarzt.

Es dünkte der braven Tini eine Ewigkeit, bis der Sanitätsrat Martz erschien.

Er verbarg kaum seine Besorgnis, verschrieb ein beruhigendes Mittel und blieb so lange, bis Tini es aus der Apotheke gebracht hatte.

Als er ging, war es neun Uhr.

Schon kurz nach zehn Uhr öffnete ihm die verstörte Köchin wieder die Wohnungstür.

„Was für ein Gesicht machen Sie denn?“ fragte Martz. „Steht's nicht gut?“

„Wir haben noch einen anderen Arzt holen müssen,“ antwortete das zitternde Mädchen. „Ich war wieder in Ihrer Wohnung, aber —“

„Ich war nicht zu Hause. Natürlich — ich hab's

ja hinterlassen, daß ich in der Josephstadt sein mußte."

Im Salon kam ihm die Hausmeisterin mit einem Eiskübel nach. Drinnen fand er Tini und einen Kollegen. Der flüsterte ihm ein lateinisches Wort zu.

Martz seufzte. „Zum zweiten Male," sagte er.

„Eines dritten Anfalles wird es nicht bedürfen. Das ist meine, allerdings unmaßgebliche Meinung; ich kenne die Natur und die Widerstandsfähigkeit der Kranken ja nicht."

„Aber ich, Herr Kollege, kenne sie, und ich fürchte mit Ihnen, daß meine arme Freundin diesmal unterliegen wird."

Doktor Martz sagte dies, die kalte Hand der Kranken zwischen seinen Fingern haltend, die kaum mehr einen Puls fühlten.

Was erfahrene Ärzte in solchem Falle tun konnten, geschah. Es konnte aber nicht mehr helfen.

Die alte Dame kam nicht mehr zum Bewußtsein. Ein neuer Schlaganfall machte ihrem ohnehin nur noch flackernden Leben ein Ende.

Noch war die Morgendämmerung nicht völlig gewichen, als Doktor Martz und sein Kollege feststellen mußten, daß der Tod eingetreten sei.

Martz ließ sofort den Rechtsbeistand der Verstorbenen von deren Ableben verständigen. Er wußte, dieser würde in Anbetracht des Umstandes, daß die Verstorbene bloß von Fremden umgeben war, sogleich kommen. Und es geschah auch so. Als um fünf Uhr Morgens das Haustor vom Hausmeister geöffnet wurde, hielt ein Fiaker davor, aus welchem Tini und der Notar, den sie aus der inneren Stadt hatte herbeiholen müssen, stiegen. Die beiden Herren begrüßten sich noch, dann ging Martz nach Hause.

Sein letztes Wort war: „Eine edle, liebenswürdige Frau lebt weniger!“

„Und ein großes Vermögen ist frei geworden. Leider ein wenig zu spät, wird die Erbin finden,“ entgegnete der Notar.

Viertes Kapitel.

Der Hietzinger Friedhof ist eine der schönsten und stimmungsvollsten Totenstätten Wiens. Ganz besonders stimmungsvoll ist sein ältester Teil mit jenen vielen dunkelgewordenen Gruftplatten, neben denen sich efeuumsponnene Grabsteine erheben, die ebenfalls die Farbe des Alters tragen.

Nicht auf jedem dieser Steine ist die Schrift noch leserlich. Viele tausend Tränen, die die Wolken geweint, haben die Buchstaben weggewaschen, welche einst erzählten, wer da gebettet wurde zum ewigen Schlaf. Da jedoch, wo man die Schrift noch lesen kann, da merkt man, daß eine gute Gesellschaft sich hier versammelt hat.

Alte Patriziergeschlechter der Kaiserstadt, der Adel und die hohe Beamtenschaft haben seit jeher ihre Familienruhestätten auf dem Hietzinger Friedhof gewählt, und heute noch, da doch im Osten der Stadt ein Riesengottesacker sich weit hindehnt, in welchem unabsehbare Gräberreihen mit ihrem reichen künstlerischen Schmuck und ihrer herrlichen Pflanzenfülle dafür Zeugnis geben, daß auch die Neuzeit ihrer Toten würdig zu gedenken weiß — noch heute sichert sich gar mancher ein Fleckchen auf dem lieben, alten Friedhof, der sich zu Füßen des reizvollen Hügels ausbreitet, welcher einst Eigentum jenes edlen Fürsten gewesen ist, der als Kaiser von Mexiko in der Blüte seiner Jahre sterben mußte.

Noch ist es nicht Zeit zum Dunkelwerden. Es ist ja ein Junitag und noch nicht acht Uhr.

Und doch herrscht schon tiefe Dämmerung, denn fast schwarzes Gewölk, das jäh von den Höhen des Wiener Waldes hergezogen kam, hängt so tief auf die Erde nieder, daß kein Strahl der schon sinkenden Sonne zwischen ihnen einen Weg findet. Diese dunklen, vom Wind gejagten Wolken scheinen fast die Wipfel der uralten Baumriesen zu berühren, die zu Tausenden im Parke von Schönbrunn und auf der südlich von ihm sich erhebenden Höhe von Maxing stehen. Wildes Brausen herrscht in den üppig grünenden Wipfeln. Manch morscher Ast bricht heute, der zur Zeit, in der Napoleon zu Schönbrunn Befehle gab, ein schwankendes Zweiglein gewesen, und tausend solcher schwanker Zweiglein, die keine tüchtigen Äste werden durften, weht derselbe Sturm dem alten Holze nach.

Auch auf dem Hietzinger Friedhof splittert und kracht und knackt und knarrt es, geht ein brauner Regen von Zweigen und ein grüner Hagel von Blättern nieder, wanken Grabkreuze und werden Kränze verweht, rauschen welkgewordene Blumengaben und zittern seidene Bänder, auf denen innige Liebesworte stehen.

Die Leute des Totengräbers haben alle Hände voll zu tun, um die vielen Topfpflanzen, die zur Verwendung auf den Gräbern in der Nähe des Hauses bereit stehen, unter ein schützendes Dach zu bringen.

Der Schuppen, in welchem die Pflanzen bei solchen Gelegenheiten untergebracht werden, befindet sich links vom Hause und steht, wie dieses, dicht an der straßenwärts gelegenen Friedhofsmauer.

Rechts von dem Hause des Totengräbers, aber um einiges tiefer gelegen, befindet sich das Tor, welches im Sommer um acht Uhr geschlossen zu werden pflegt.

Soeben schlägt es acht Uhr. Allein der Lärm ringsum verschlingt die Stimme der Glocke. Auch die Zeiger sieht man nicht mehr, denn dazu ist es schon viel zu dunkel.

Außerdem denkt wohl keiner von den Leuten heute daran, pünktlich das Tor zu schließen. Sie rennen alle, um die Blumen zu bergen.

Doch der Johann Seifert, einer der ältesten Gehilfen des Totengräbers, ist ein gar gewissenhafter Mann. Allerdings kommt es ihm heute nicht zu, das Tor zu schließen und die abendliche Durchsuchung des Friedhofes vorzunehmen, aber ersteres wenigstens will er besorgen, weil der andere, dem es zukäme, soeben mit einem Kameraden einen großen Korb voll Blumenstöcken nach dem Schuppen trägt.

Seifert geht also in das Haus, holt den Schlüssel, steigt zu dem Tor hinab, schlägt es zu und sperrt es ab.

In dem Augenblicke, als er ins Haus ging, hatte eine schwarzgekleidete Dame den Friedhof betreten und schreitet jetzt, unbekümmert um das Brausen des Sturmes und das Fallen der Zweige, den Mittelgang hinauf.

Als Seifert, nachdem er das Tor geschlossen, zum Hause zurückkehrt, wirft er gewohnheitsmäßig einen Blick rundum, aber da war die Frau soeben hinter einer Gruppe von Lebensbäumen verschwunden.

Leona v. Lassot kennt den Hietzinger Friedhof recht gut, weil ihr Gatte hier begraben liegt, den sie vor kaum zwei Jahren verloren hat. Damals hat sie noch in Wien selbst gewohnt und ist wochenlang täglich herausgefahren. Sie hat ihn ja leidenschaftlich geliebt, diesen schönen, auch in der Armut noch eleganten Mann, wie sie ja ebenso ihren Sohn, welcher körperlich sein Ebenbild war, geliebt hat.

Zu jener Zeit lag Roberts Regiment in Galizien,

und der junge Offizier hatte nicht einmal zum Begräbnis kommen können. Etliche Monate später war er aber nach Wien versetzt worden, und sehr bald danach zog sie auf seinen Wunsch in ein kleines Dorf im Waldviertel, in der Nähe von dem Städtchen Horn gelegen. Die Tante eines seiner Kameraden hatte dort eine Besitzung, und da der Ort ganz besonders billig war, konnte eine alternde Frau, die auf eine schmale Pension angewiesen war, gar nichts Besseres tun, als dahin überzusiedeln.

Frau v. Lassot tat es zwar furchtbar weh, ihrem geliebten Toten, wie ihrem geliebten Lebenden von nun an fern bleiben zu müssen, aber sie tat doch — wie immer — was Robert wollte. Er wollte es ja doch nur in seiner liebenden Fürsorge für sie.

Es machte ihr nicht viel aus, daß sie in einem überaus bescheidenen Häuschen wohnen mußte, daß das Dorf in einer aussichtslosen Talmulde stand und von sumpfigen Wiesengründen umgeben war. „Das alles weiß er halt nicht und stellt es sich ganz anders vor.“ Damit entschuldigte sie Roberts Mißgriff in Bezug auf ihren Witwensitz.

Und als er sie einmal, es war noch gar nicht lang her, besuchte und keinen von all den vielen Mängeln ihres jetzigen Wohnortes bemerkte, entschuldigte sie ihn wieder mit seinem unpraktischen Sinn und ahnte noch immer nicht, daß er ganz genau wußte, wohin er sie gesandt oder vielmehr verbannt hatte, um sie los zu sein. Sie genierte ihn, und das wußten mehrere; nur seine Mutter wußte es nicht, die meinte nach wie vor, daß die Welt ihn nur nicht recht gekannt habe, daß ihr mit ihm alles gestorben sei, was sie noch auf Erden festhielt.

Deshalb hat sie bis vor einer halben Stunde ge-

meint, daß auch für sie der Tod das beste, ja das einzige sei.

Bis vor einer halben Stunde!

Jetzt aber weiß sie, daß sie noch auf Erden zu tun hat. Ihrem Robert dies zu sagen, ist sie nach Hietzing gefahren, und eilt nun fast atemlos zur Familiengruft der Lauren, in welcher auf Wunsch der Oberstenwitwe ihr Sohn beigesetzt worden war.

Sie merkt gar nicht, wie sehr sie gegen den Sturm ankämpfen muß, fühlt nicht, daß ihr die Äste der Trauerweiden, unter denen sie dahineilt, ins Gesicht schlagen, daß Sand sie umwirbelt und sie in einem wahren Laubregen geht.

Ganz dunkel ist der Gang, in welchen sie jetzt einbiegt. Fast schwarz erscheinen die Lebensbäume, die da und dort in dichten Gruppen, gleich Trauernden, die Gräber umstehen, und fast schwarz die Efeubehänge, die sich mit Tausenden von Luftwurzeln an die Grabsteine klammern.

Frau v. Lassot ist an ihrem Ziele, an der Gruft, die ihren vergötterten Sohn umschließt. Ihre zitternden Hände klammern sich an das kunstvolle Gitter, ihre Augen füllen sich mit Tränen, mit diesem Labsal der Niedergebeugten, das ihr in dieser schweren Zeit bis jetzt versagt geblieben ist.

„Mein Kind — mein Kind!“ stöhnt sie plötzlich in tiefstem Leid auf und sinkt an der Gruft nieder, preßt das Gesicht an die Eisenstäbe und schluchzt, als wolle sie ersticken in ihren Tränen.

Immer dunkler wird es ringsum. Immer toller tobt der Sturm, der zum Orkan geworden ist. Schier bis zur Erde beugen sich die Weiden nieder, welche die Gruft der Lauren allzeit in stimmungsvolles Dunkel hüllen. Jetzt liegt sie wie in tiefster Nacht da, und es

ist, als ob sie auch schon die dunkle Gestalt verschlungen habe, die an ihr hingestreckt liegt.

Der Schmerz hat ganz und gar Besitz ergriffen von dieser Mutter. Es ist fast schon eine Stunde vergangen, seit sie im Friedhofe ist. Da fährt in unmittelbarer Nähe ein Blitz nieder. Er taucht sekundenlang den Friedhof in ein unerträglich helles, blaues Licht.

Frau v. Lassot erhebt sich jäh. Sie weiß plötzlich, wozu sie hierher gekommen ist. Nicht um zu weinen und zu klagen — nein. Einen Schwur will sie zum zürnenden Himmel emporschleudern, einen Schwur des Hasses und der Rache.

Ganz vergessen hatte sie gehabt, daß es einen Ernst und eine Klementine Teck auf Erden gibt. Immer nur hatte sie an ihr verlorenes Kind gedacht, und der Jammer um dieses hatte für nichts anderes Raum in ihr gelassen. Aber der Brief, den Frau v. Lauren ihr heute gegeben, der hat sie aus dieser Apathie aufgejagt. Eine unsinnige Wut erfüllte sie, als sie diesen elenden Brief gelesen.

Klementine und Ernst hatten Robert in die Schande und in den Tod getrieben! Klementine hatte seine Liebe verworfen. Da hatte er sich betäuben müssen im wilden Strudel des Lebens. Da hatte er sogar in einer anderen Verbindung Vergessenheit suchen müssen.

„Mit Recht hast du sie verflucht!“ preßt, Roberts letzter Worte gedenkend, das verblendete Weib zwischen geschlossenen Zähnen hervor. „Mit Recht hast du sie verflucht!“ wiederholt sie, weil sie sich von diesem Gedanken nicht losreißen kann, und ihre Hände umklammern grimmig die Gitterstäbe der Gruft.

„Und deinem Fluch lass' ich den meinen folgen! Sterben habe ich wollen, weil du nimmer bist, der du

mein Glück, mein Stolz warst, du, der einzige, der noch zu mir gehörte, du, der Worte fand für seine arme Mutter, so kosend, so traut, daß sie mich in den Himmel hoben, daß sie mir die Einsamkeit vergoldeten. Aber deine letzten Worte verpflichten mich zum Leben. Ich verstehe dich! Rächen soll ich dich. Deine verschwendete, herzlos zurückgewiesene Liebe, dein verschwendetes, verratenes Vertrauen, deine Angst, deine Verzweiflung, deinen bitteren Tod — ich will und ich werde sie rächen. — Mein Sohn, du hörst mich! Tausendfachen Fluch den zweien, die deine Mörder sind! Tausendfache Rache den zweien, die mich kinderlos gemacht haben!"

Sie ließ die Hand, die sie zum Schwure über die Gruft gestreckt hatte, langsam sinken. Ihre heisere Stimme, vom Sturm verweht und übertönt, war zuletzt ganz schwach geworden. Sie fühlte es nicht, daß ihre Knie zitterten, daß sie wankte, als sie sich zum Gehen wendete.

Sie machte nur zwei Schritte, dann taumelte sie und sank ohnmächtig neben dem Gitter der Gruft zu Boden.

— — — — — — — — — — — — —

Gegen neun Uhr machte der diensthabende Gehilfe des Totengräbers mit dem Hunde, der bei solchem Anlasse stets mitgenommen werden mußte, den allabendlich stattfindenden Rundgang durch den Friedhof.

Sonst pflegte dessen Durchforschung nach etwa zurückgebliebenen Besuchern sogleich nach Torsperre zu erfolgen. Heute aber war man, des Unwetters halber, nicht so pünktlich gewesen.

Der Mann begnügte sich, da es noch immer stürmte, damit, die Hauptwege des Friedhofes abzugehen. Der Hund wich wohl zuweilen nach rechts oder links ab,

aber auch er entdeckte die Frau nicht, welche an der Laurenschen Gruft lehnte.

Mann und Hund beeilten sich überhaupt, wieder unter Dach zu kommen, denn immer toller trieb es der Sturm. Es war noch immer drückend schwül, und noch immer war kein Tropfen gefallen, wiewohl das Unwetter schon fast zwei Stunden über Wien hinraste.

Gegen zehn Uhr erst war die Macht des Sturmes gebrochen, und um Mitternacht herrschte schon wieder die gewöhnliche, tiefe Stille in dem schönen, alten Friedhof.

Frau v. Lassot öffnete um diese Zeit einmal ganz weit die Augen. Sie sah einen schwarzblauen Himmel über sich, auf welchem Tausende von Sternen funkelten, und sah dunkle und lichte Grabsteine vor sich und die unsicheren Umrisse von Strauchwerk und Bäumen.

Die Augen fielen ihr wieder zu, ohne daß sie zu wirklichem Bewußtsein ihrer Lage gekommen wäre. Erst die Morgensonne brachte sie zu sich selbst.

Das Tor des Friedhofes war heute schon sehr früh geöffnet worden, denn es sollten viele Fuhren Blumenerde hereingeschafft werden.

Das schwere Rollen des ersten herankommenden Wagens weckte Frau v. Lassot völlig aus ihrem Halbschlummer.

Sie mußte sich erst darauf besinnen, wo sie sich befinde, und was hier vorgegangen war.

Da wurde ihr Gesicht hart, und nachdem sie sich erhoben hatte, streckte sie noch einmal die Hand über die Gruft hin und murmelte: „Meinen Schwur halte ich dir, Robert. Aus unserem Leid soll ihnen noch schwereres Leid erwachsen. Werde ich aber müde, so werde ich mir hier wieder Kraft holen."

Langsam ging sie dem Tore zu. Noch immer hatte kein Mensch sie gesehen.

Es war das ein Zufall, denn schon seit vier Uhr waren der Totengräber und seine Gehilfen damit beschäftigt, nach den Schäden zu schauen, welche der Sturm angerichtet hatte.

Erst als Frau v. Lassot schon dem Tore nahe war, begegnete sie einem Menschen. Es war der Fuhrmann des zweiten Wagens, welcher, mit Erde beladen, langsam den Weg heraufkam.

Der Mann sah ihr erstaunt nach, ging aber dann ruhig neben seinen Pferden weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Fort Eſteron.

Erzählung von Fr. Oskar Kühne.

Mit Illuſtrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Das alte Rom lag in heißem Sonnenſchein. Die Hitze machte ſich auch hinter den dichtgeſchloſſenen hölzernen Markiſen des maſſigen Gebäudes am Forum Trajanum ſehr ſtark fühlbar.

In einem Zimmer dieſes Gebäudes ſaß, in ſeinen Rohrſeſſel zurückgelehnt, ein Offizier. Er hatte ſeinen Uniformkragen aufgeheftelt und ſann vor ſich hin. Auf dem großen grünen Tiſche vor ihm lagen Landkarten, Zeichnungen und loſe beſchriebene Blätter durcheinander.

Langſam zog er jetzt eine Karte näher zu ſich heran, ließ ſeinen Blick lange auf ihr ruhen und bewegte in leiſem Selbſtgeſpräch die Lippen. Plötzlich leuchtete es in ſeinen Augen auf. Er ſtieß die Karte zurück und ſprang empor. Seine Geſtalt war eine imponierende. Er reckte den Kopf, und dabei trat die Energie, die in ſeinen Zügen ſich ausprägte, noch mehr hervor.

„Ich muß es ſelbſt wagen!“ entfuhr es ihm. „Und ich werde es wagen!“

Der Entſchluß, den er gefaßt, bewegte ihn ſichtlich lebhaft. Schnell heftelte er den Kragen ſeiner Uniform zu und begab ſich durch die Tür in der Hinterwand des

Zimmers auf einen langen Korridor. Am Ende desselben trat er in das Zimmer des diensthabenden Adjutanten und bat, bei Seiner Exzellenz, dem Herrn General, gemeldet zu werden, indem er besonders betonte, daß er für heute nachmittag zum Rapport befohlen sei.

Bald stand er vor seinem Vorgesetzten. Dieser sah von seiner Arbeit auf, räusperte sich und begann mit etwas Ungeduld im Ton: „Herr Kapitän, ich ließ Sie für heute zu mir bitten. Wie steht es? Kommen wir denn mit dem Visogebiet gar nicht vorwärts? Ich warte nun schon seit Monaten, daß es Ihnen gelingen möchte, die angedeuteten Aufschlüsse zu beschaffen."

„Exzellenz, was uns unsere Kundschafter in der Angelegenheit brachten, ist leider belanglos. Ich halte es außerdem noch in der Hauptsache für Flunkerei. Gerade das Monte Visogebiet scheint man drüben mit besonderer Sorgfalt zu verschleiern."

„Aber gerade deswegen müssen wir die Schleier lüften! Herr Kapitän, ein richtiger Generalstäbler bringt alles zuwege! Verstehen Sie mich, Herr Kapitän? Übrigens habe ich gerade Sie nicht ohne Grund mit der Bearbeitung dieser zähen Materie betraut — hm, Majorsarbeit! — Sie müssen die Aufschlüsse unbedingt beschaffen, Herr Kapitän, und das bald! Sie wissen so gut wie ich selbst, daß das für uns von größter Wichtigkeit ist."

„Ich weiß, Exzellenz. Und deshalb habe ich mich auch entschlossen, mit eigenen Augen zu schauen."

Der Unwille schwand im Nu aus dem Gesicht des Generals. „Wie? Sie wollten selbst?"

„Jawohl, Exzellenz. Und zwar möchte ich mit Euer Exzellenz Genehmigung heute noch reisen."

Der alte Herr wurde nachdenklich. „Herr Kapitän, da hinaus zielte ich aber nicht. Nein, wirklich nicht!

überhaupt — ich kann mich nicht dazu verstehen, Ihnen die Genehmigung zu erteilen."

„Ich bitte trotzdem darum, Exzellenz."

„Sie wissen, Herr Kapitän, daß Sie mit dem Augenblicke der Grenzüberschreitung völlig auf eigene Verantwortung handeln. Von diesem Augenblicke an sind Sie kein Offizier mehr. Stößt Ihnen etwas zu, können wir Sie in keiner Weise schützen. Wir müssen Sie vielmehr unbedingt verleugnen. Haben Sie das wohl bedacht?"

„Ich habe alles erwogen, Exzellenz. Trotzdem bitte ich nochmals."

„Hm — hm. Wenn ich daran denke, daß man Sie festnähme? Deportation oder doch schwere Freiheitsstrafe wäre Ihnen sicher, zumal da Sie von Geburt Savoyer sind. Die Gefahr, in die Sie sich begeben wollen, schreckt mich, Herr Kapitän."

„Ich empfinde keine Furcht, Exzellenz. Was ich zu unternehmen beabsichtige, will ich fürs Vaterland unternehmen. Deshalb, Exzellenz —"

Der General hatte sich bei den letzten Worten des stattlichen Offiziers erhoben, dessen Hände ergriffen, die er nun schüttelte. „Sie pochen mit Recht darauf, daß es für Sie nur ein Ziel gibt, das uns beiden gemeinsam ist — das Wohl des Vaterlandes. Ich darf Sie da nicht halten, obgleich es mir schwer genug wird. Wann wollen Sie reisen?"

„Am liebsten heute noch, Exzellenz. Ich habe mir schon einen kleinen Plan gemacht. Möchte mir den Titel und Namen eines Professors Matthieu beilegen."

„Sehr gut, Herr Kapitän. Werde sofort persönlich dem Geheimsekretariat Anweisung erteilen, daß man Ihnen, ganz nach Ihrem Willen, mit Paß, Geldmitteln und was Sie sonst noch wünschen, zur Hand geht."

„Dann möchte ich mich gehorsamst von Exzellenz verabschieden.“

Der General, der sich halb zu seinem Schreibtische gewendet, kehrte sich wieder um. Während er seine

Hand auf die Schultern des stattlichen Offiziers legte, sah er ihm tief in die Augen. „Herr Kapitän, den Preis kennen Sie.“

„Exzellenz —“

„Schon gut. Ich weiß, daß Sie es darum allein

nicht unternehmen." Seine Stimme wurde weicher. „Herr Kapitän, ich spreche jetzt nicht als Ihr Vorgesetzter, sondern als Ihr älterer Kamerad. Und als solcher rate ich Ihnen, dessen Kühnheit und Wagemut ich wohl kenne, nicht nur, sondern bitte Sie direkt darum, setzen Sie sich nicht unnötigen Gefahren aus. Zügeln Sie Ihren Unternehmungsgeist. Gehen Sie mit Bedacht vor. Qui va piano, va sano." Er drückte ihm die Hand. „Jedenfalls gebe ich Ihnen unbegrenzten Urlaub. Und nun leben Sie wohl."

Der andere schlug die Hacken zusammen. „Auf Wiedersehen, Exzellenz!"

„Als Major!" rief ihm der alte Herr noch nach.

* * *

Das Monte Visogebirge ist ein mächtiger Felsenwall, aus dessen Mitte der mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Monte Viso emporsteigt. Der Kamm des Gebirges ist allein auf zwei Wegen zu überwinden. Der erste Weg ist eine breite, wohlgepflegte Paßstraße, die aus der Poebene heraufklettert und auf der französischen Seite bei Pistable im Tal der Denisse herabkommt. Durch das Tal stellt die Straße dann weiter die Verbindung mit den Rhoneländern her. Der zweite Weg ist mehr ein Saumpfad. Er läuft der Hauptpaßstraße im großen und ganzen nördlich auf drei Kilometer parallel und überwindet den Gebirgskamm durch eine engere und höhergelegene Nebenscharte. Wie auf der Hauptpaßstraße gelangt man aber auf ihm, wenn auch erheblich schwieriger, jenseits ins Tal der Denisse, nur weiter im Tal aufwärts, bei dem Orte Lourque.

Die Hauptpaßstraße wird auf der Paßhöhe von einem großen Fort beherrscht, Davricourt-Haut genannt. Infolge des Kammzuges hat man aber von dort aus keine

Gewalt über den bloß um drei Kilometer entfernten anderen, den Saumpfad. Man ging deshalb bald daran, letzteren durch ein besonderes Fort, das Fort Esteron, zu sperren.

Man war zu diesem Entschlusse, der immerhin bedeutende Geldaufwendungen verursachte, durch folgende Erwägungen gedrängt worden. War der Saumweg nicht gesperrt, konnte auf ihm ein entschlossener Feind mit einer geübten Bergtruppe leicht jenseits ins Tal der Denisse, also nach Lourque, hinabgelangen.

Nun klettert von Deux-Montages, der Stelle, wo die Denisse in die Rhone fällt, über Pistable, wo die Hauptpaßstraße ins Tal der Denisse herabkommt, nach Lourque eine strategische Eisenbahn empor, die in Creux, einem Orte noch weiter im Tal der Denisse hinauf, endet. In Creux garnisoniert Sommer und Winter ein Bataillon Alpenjäger, im Sommer außerdem noch der Stab des Regiments.

Ein Feind, der Lourque in seine Gewalt bekam, schnitt deshalb das Bataillon von seiner Basis ab. Diesem blieb, wenn es sich nicht ergeben wollte, keine andere Wahl, als sich auf Fußsteigen in das Gebirge hinter Creux zu schlagen, um über die Gletscher des Col de Trenta hinweg einen Rückzug anzustreben. Mit Lourque hatte der Feind aber auch die strategische Bahn an sich gebracht. In ihrem Besitze stand ihm das Tal der Denisse, das ihn in das Rhonetal führte, offen. Sein erstes würde sein, den Fußpunkt der breiten Paßstraße, Pistable, an sich zu reißen. Das große Sperrfort oben an der Paßstraße, Davricourt-Haut, war damit im Rücken gefaßt. Sein Schicksal war besiegelt.

Das alles war in den letzten Jahren im französischen Generalstabe wiederholt zur Sprache gebracht worden.

Man hatte daraufhin die Artillerie des Forts Esteron vermehrt und widmete ihm überhaupt die gleiche hohe Aufmerksamkeit wie dem großen Davricourt-Haut.

Als Kommandanten gab man Esteron einen vorzüglichen Offizier, den Kapitän Merry. Den Wachtdienst versah im Fort ein Zug Jäger, befehligt von einem Leutnant. Im Winter begnügte man sich mit einem Halbzug. Leutnant und Mannschaften wechselten regelmäßig Vierteljahr um Vierteljahr. Nur der Kommandant blieb längere Zeit.

Für den Leutnant war als Unterkommen ein einzelnes Zimmer im Offizierblockhause an der Kehle des Forts hergerichtet. Im übrigen stand das Haus dem Kommandanten zur Verfügung. Die Mannschaften lagen in zwei Mannschaftsblockhäusern an der anderen Seite des Platzes.

— — — — — — — — — — — — —

Wild rüttelte der Wind an den kleinen Fensterscheiben des Offizierblockhauses im Fort Esteron. Der Kommandant Kapitän Merry sprang von einem Stuhle an seinem Arbeitstische, in dem er gesessen, auf. Unruhig begann er in dem niedrigen Zimmer die Runde zu machen. Als der Wind mit einem außergewöhnlich heftigen Schlage an den Scheiben wütete, horchte er auf, blieb stehen, hob langsam die linke Hand und drückte sie flach gegen die Stirn.

„Die Unruhe bringt mich noch um," murmelte er. „Längst könnte die Antwort da sein."

Er kreuzte die Hände auf dem Rücken und begann von neuem auf und ab zu wandern. Endlich ließ er sich wieder in den Stuhl vor seinem Arbeitstische fallen.

Auf dem Tische lag ein entfaltetes Telegramm. Dessen Inhalt kannte er längst Wort für Wort. Trotz-

dem las er es nochmals. Dabei zeigte sich auf seinen Zügen ein bitterer Schmerzausdruck. Das Blatt in seiner Hand zitterte. Auf ihm stand: „Kommen Sie so bald als möglich. Nur Ihr Kommen gibt Hoffnung. Grandjean."

Aus Merrys Brust löste sich ein Seufzer. Seine Augen umflorten sich. Er sank förmlich in sich zusammen.

Schwanke Bilder flogen an seinem Geiste vorüber. Zwei Jahre waren es her, daß er Kommandant von Esteron geworden war. Nach dem ersten Winter, den er hier oben verbracht, erhielt er einen längeren Urlaub. Es zog ihn zum Golf hinab. Und dort, in Antibes, begegnete sie ihm — seine Amélie.

Der starke Mann schlug die Hände vors Gesicht. „Amélie!" keuchte er. „Meine Amélie!" Ihre Herzen hatten sich bald gefunden. Es konnte gar nicht anders kommen, als daß sie sich fanden. Er wähnte das holde Kind in seinen Armen zu halten wie zur Zeit, als das tiefblaue Meer sich vor ihnen dehnte, als der Rivierahimmel sich über ihnen spannte. — Gleich nach der Verlobung zog er in Erwägung, sich des Kommandeurpostens von Esteron entheben zu lassen. Aber mit dessen Aufgabe würde er auch der besonderen Zulage, die damit verknüpft war, verlustig gegangen sein. Da sich ergab, daß Amélie arm war, und er selbst ebenfalls kein Vermögen besaß, mußte er den Plan fallen lassen. Das wurde ihm durch Amélies Erklärung, daß sie ihm nicht nur nach Esteron, sondern, wenn es sein mußte, bis ans Ende der Welt folgen wolle, erleichtert.

Heißer kam und ging Merrys Atem. Ein heller Glanz stand in seinen Augen, von denen die Hände gesunken waren. Er konnte im Herbst Amélie als

Herrin in das Blockhaus einziehen lassen. Er fühlte ihre weiche Hand auf seiner Stirn. Er hörte ihre süße Stimme.

Der Glanz in seinen Augen erlosch. Der schmerzliche Ausdruck in seinen Zügen vertiefte sich. In dem furchtbaren Winter, der bald nach ihrem Einzuge einsetzte und das kleine Fort derart mit Schnee überschüttete, daß von Glacis und Wall keine Spur mehr zu entdecken war, und man vom Offizierblockhause nach den Mannschaftshäusern durch einen Schneetunnel verkehren mußte, fing sie an zu husten. Das wilde Bergklima machte ihr, dem Kinde eines paradiesischen Landstrichs, der keinen Winter kennt, von Woche zu Woche mehr zu schaffen. Es warf sie schließlich aufs Krankenlager. Und im April, als es endlich wieder möglich wurde, eine Verbindung mit dem nur drei Kilometer entfernten Davricourt-Haut herzustellen, brachte man sie auf einer Sanitätsschlittenbahre nach dort und von da die Paßstraße hinab ins Tal zur Station Pistable. Von Pistable geleitete er sie in ihre sonnige Heimat an der Riviera.

Jetzt war es September. Was hatte er in dieser Zwischenzeit ausgestanden! Das ging über menschliches Ertragen. An seine Pflicht geschmiedet, mußte er hier oben in der ewigen Einöde ausharren, während sie, an der er mit seinem ganzen Sein hing, die er mit einem unter glühender Asche brennenden Verlangen bis zur Verzweiflung liebte, fern von ihm auf dem Krankenbette lag. Unter der Trennung von ihm litt sie am meisten. Nur an eines klammerte er sich immer wieder in seiner Marter und fand daran schwachen Trost: er wußte sie in guten ärztlichen Händen. Doktor Grandjean hatte versprochen, alles zu tun, was in seinen Kräften läge. Er hatte ihm auch ferner ver-

sprochen, sofort zu depeschieren, wenn eine ernste Wendung eintreten sollte.

Das Blatt in Merrys Hand, das diese nicht fahren gelassen, zitterte heftiger. „Kommen Sie so bald als möglich. Nur Ihr Kommen gibt Hoffnung.“ So stand darauf.

Das Blatt flatterte zu Boden. Der starke Mann schluchzte.

Ein scharfes Klingelzeichen am Telephon ließ ihn aufschrecken. Er riß sich zusammen, reckte die Arme und ging hin. Nachdem er zurückgeklingelt, brachte er das Hörrohr ans Ohr. Seine Stimme hatte ihre gewohnte Festigkeit.

„Hier Kommandant von Esteron.“

„Hier Wachthabender, Tor Esteron. Melde gehorsamst, daß Davricourt-Haut Herrn Kapitän persönlich zu sprechen wünscht. Ich schalte ein.“

Merry klingelte wieder. Dann hörte er im Rohr sprechen.

„Hier Adjutant René, Fort Davricourt-Haut.“

„Hier Kommandant, Fort Esteron.“

„Persönlich?“

„Ja.“

„Habe die Ehre, Herr Kapitän. — Wegen Ihres plötzlichen Urlaubs — macht sich äußerst schwierig. Major Helois hat ihn sofort nach Empfang telegraphisch an den Stab in Creux weitergegeben.“

„Ah —“

„Er mußte so handeln, Herr Kapitän. Er darf nämlich nicht mehr selbständig Stellvertretung verfügen. Nicht einmal mehr das Korps. Ganz unter uns, Herr Kapitän, der Generalstab hat in einer vorgestern eingelaufenen Verfügung angeordnet, von jeder Stellvertretung, die sich im Kommando des Forts Esteron

nötig macht, benachrichtigt zu werden. Er will selbst Ersatz bestimmen. Das ist nicht bei allen Forts an unserer Grenze, zumal den unselbständigen, der Fall. Streng genommen ist es auch ein Eingriff in die Machtbefugnisse des Korps. Es müssen schon höhere Rücksichten oder sonstige schwerwiegende Gründe mitsprechen. Jedenfalls legt man auf Esteron hervorragenden Wert. Gewiß sehr schmeichelhaft für Sie, Herr Kapitän, Kommandant eines solchen Forts zu sein. Hm — also — Creux wird wohl vor morgen keine Antwort erhalten, und wir demnach auch nicht. Auf jeden Fall werde ich, wenn wir doch früher irgendwelchen Bescheid bekommen sollten, sofort mit Ihnen telephonische Verbindung suchen. Es tut mir unendlich leid, Herr Kapitän, daß ich Ihnen in Ihrer Lage nicht schneller dienen kann, aber —"

Merry biß sich auf die Unterlippe. „Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, Herr Kamerad. Ich hatte allerdings gehofft, heute noch abreisen zu können. Es trifft mich schwer."

„Es tut mir, wie gesagt, unendlich leid, Herr Kapitän. Major Helois meinte, wahrscheinlich bekäme ich die Stellvertretung. Ich würde, wenn eine solche Disposition getroffen werden sollte, auf der Stelle aufbrechen, um Sie abzulösen."

„Sie würden mich damit sehr verbinden, Herr Kamerad."

„Also, Herr Kapitän, hoffen wir, daß wir uns noch im Laufe des Tages, oder wenn es sich machen sollte, in der kommenden Nacht von Angesicht begrüßen können. Ich habe die Ehre, Herr Kapitän."

„Habe die Ehre, Herr Kamerad."

Als Merry vom Telephon zurücktrat, ballte er die Hände zu Fäusten. Wild zuckte es in seinen Augen.

„Ich werde noch verrückt!“ stieß er hervor. „Unzerreißbare Fesseln halten mich in dieser Einöde hier oben angekettet, und eine halbe Tagereise davon, unten an der Küste, meine arme Frau, meine Amélie!“

Er schlug sich mit beiden geballten Fäusten gegen die Brust, gegen die Stirn, schleuderte mit einem Fußtritt einen im Wege stehenden Stuhl beiseite und stürmte im Zimmer auf und nieder.

Endlich riß er sein Käppi vom Garderobehalter und eilte hinaus.

Wild schlug ihm der Wind vom Sattel des Passes her ins Gesicht. Graue Wolken wälzten sich über den Himmel. Doch jetzt zerfetzte diese ein besonders starker Luftstoß, und nun leuchteten die mit ewigem Schnee bedeckten Spitzen des Monte Viso gespenstisch auf.

Die Stimmung in der Natur paßte so recht zu der Stimmung in seiner Brust.

Die Wache am Tor trat ins Gewehr. Er grüßte kurz, überschritt die Eskarpe, die Brücke, die Kontereskarpe und befand sich auf dem Glacis.*) Auf diesem umging er das Fort. Der Saumpfad, wegen dessen letzteres angelegt war, zeigte sich auf zwei Kilometer den Augen. Er kam unten hinter einem ausladenden Felsen vor und schlängelte sich als ein graues Band an einer links steil abfallenden Wand zum Fort herauf. In diesem seinem ganzen Verlaufe konnten ihn die Kanonen des Forts unter direktes Feuer nehmen.

Merry schlug den Pfad ein und hatte somit den Sattel des Passes und damit auch den Wind im Rücken. Wenn ihn ein heftiger Windstoß dem gähnenden Abgrund zur Linken zutreiben wollte, verzerrte sich sein Gesicht zu einem grimmen Lächeln. Seine Augen-

*) Siehe das Titelbild.

brauen zogen sich zusammen. „Es wäre nicht das Schlechteste, in diesen Tiefen hier zu zerschellen," murmelte er durch die aufeinandergebissenen Zähne.

Nach einer knappen halben Stunde Marsch war er an der Stelle des Pfades angelangt, wo er um den ausladenden Fels bog. Er verfolgte ihn auch um diesen herum. Jenseits der Felsnase lag der Weg wieder gegen zwei Kilometer offen da.

Merry hielt kurze Zeit Ausschau und kletterte dann den Abhang rechts hinter der Felsnase hinauf. Geröll bezeichnete eine Spur. Dieser folgend, gelangte er zu einer eisernen Tür im Felsen. Mit einem aufgehobenen Steine gab er gegen sie ein bestimmtes Zeichen. Sofort sprang sie auf und gab so den Zugang zu einem kaum mannshohen, halbfinsteren Raume frei. Elektrische Klingelsignale ertönten. „Achtung!" rief ein Korporal, trat in dienstlicher Haltung vor seinen Vorgesetzten und erstattete Rapport.

Der Raum war eine in den Fels eingesprengte Kasematte und gehörte zum Fort Esteron. Er sollte dazu dienen, die Annäherung eines Feindes dem Fort zu melden, damit dieses ihn schon von ferne unter indirektes Feuer nehmen konnte, war aber auch selbst zur Aufnahme von drei Geschützen eingerichtet. Merry liebte es, seine Leute fort und fort auf den Ernstfall vorzubereiten, und ordnete deshalb in kleineren oder größeren Zwischenräumen eine vorübergehende Besetzung der Kasematte an. Nachdem er sich davon überzeugt, daß in ihr alles in Ordnung war, gab er Befehl, sie um sechs Uhr am Abend wieder zu räumen. Der Korporal salutierte, dann begab sich Merry auf den Rückweg.

Dieser war ein schwereres Stück Arbeit als der Herweg. Es ging bergauf, und der Wind packte von

vorn an. Mühsam kämpfte sich der Kapitän vorwärts.

Auf dem Glacis lief ihm ein Jäger entgegen und meldete: „Herr Kapitän, Davricourt-Haut wünscht Herrn Kapitän dringend am Telephon zu sprechen. Herr Adjutant René hat schon zweimal nach Herrn —"

„Schon gut!"

Merry ging eilends an das Telephon, und zwar gleich an das der Wache. René war bald zu erlangen.

„Herr Kapitän," berichtete er, „man hat Ihren Urlaub über alles Erwarten schnell erledigt. Vor einer Viertelstunde gab das Kommando in Creux die folgende Depesche: Urlaub des Kapitän Merry genehmigt. Kapitän Milleraud vom Großen Generalstabe übernimmt interimistisch das Kommando des Forts Esteron."

„Ja, aber wann?" warf Merry ein.

„Das, Herr Kapitän, ist leider nicht gesagt. Ich vermute jedoch, daß Kapitän Milleraud schon auf dem Wege nach Esteron ist. Wie ich erfahren habe, weilt nämlich eine Kommission von Herren des Generalstabes in Deux-Montages. Man munkelt, daß sie uns hier oben auch heimsuchen wolle. Vielleicht hat man einen dieser Herren mit dem Kommando betraut. Warum soll es nicht so sein? Hoffen Sie, daß es so ist, Herr Kapitän! Morgen früh würden Sie dann allerspätestens bestimmt auf Ablösung rechnen können."

„Hoffen wir das Beste, Herr Kamerad," erwiderte Merry heiser.

„Ich habe die Ehre, Herr Kapitän."

„Habe die Ehre."

Mühsam sich aufrechthaltend, verließ Merry die Wache und ging zum Offizierblockhause. Aber in seinem Arbeitszimmer duldete es ihn keine fünf Minuten. Er wankte in das anschließende Wohnzimmer. Als er das

nicht allzu große Gemach betrat, glaubte er, Amélies Bild, das an der Wand gegenüber hing, schwebe aus dem Rahmen auf ihn zu. Er breitete impulsiv beide Arme weit aus. Jede Fiber sprang in ihm. „Du warteſt meiner!“ quoll es über ſeine Lippen.

Er empfand, wie er die Gewalt über ſich ſelbſt verlor. Ein einziger Gedanke ergriff von ihm Beſitz: Fort! — Suchend irrten ſeine Augen im Zimmer umher und blieben auf zwei Handkoffern, die er ſeinem Burſchen nach Einlauf der Depeſche Grandjeans vor drei Stunden zurechtzuſtellen befohlen hatte, haften. Er beugte ſich über ſie, begann in den Kommodenfächern zu wühlen, Wäſche und Kleidungsſtücke herbeizutragen, wieder fortzuſchleudern und andere herbeizuholen. Die Stube glich bald einem Chaos.

Bei dieſem Hin und Her gewann er aber nach und nach die Gewalt über ſich wieder. Er wurde ſich des Unſinnigen ſeines Vorhabens bewußt. Gequält ſtöhnte er auf, wankte in das Arbeitszimmer zurück und ließ ſich in den Stuhl an ſeinem Schreibtiſche fallen.

Hatte er ſich bisher an Leib und Seele zerſchlagen gefühlt, ſo fühlte er ſich jetzt an Leib und Seele gebrochen, völlig niedergetreten.

An die zwei Stunden ſaß er apathiſch im Stuhl.

Sein Burſche, der inzwiſchen lautlos das Wohnzimmer aufgeräumt und das verſpätete Mittageſſen aufgetragen hatte, trat herein, um letzteres zu melden. Er wurde aber ſcharf angefahren und ihm bedeutet, nicht wieder zu ſtören.

Gegen fünf Uhr Abends kam eine Ordonnanz über den Platz gelaufen und klopfte an die Tür, die vom Hausflur in das Arbeitszimmer führte. Der Burſche war aufmerkſam geworden, ſchlich in den Hausflur und winkte ab. Aber trotzdem klopfte die Ordonnanz noch-

mals. Endlich erhielt sie die Aufforderung zum Eintreten.

„Herr Kapitän, melde gehorsamst, daß ein Herr dringend in das Fort Einlaß begehrt und Herrn Kapitän persönlich zu sprechen wünscht. Hier ist die Karte des Herrn."

Merry nahm diese widerwillig in Empfang. Kaum hatte er aber einen Blick auf den Karton geworfen, als er wie elektrisiert emporsprang. Er las das mit einer Bleifeder Hingeworfene nochmals: „Kapitän Milleraud vom Großen Generalstabe wünscht Einlaß — Milleraud." Eine ungläubige Hoffnung lag auf dem Gesicht Merrys. Er las zum dritten Male. — „Ist der Herr in Zivil?" wandte er sich an die harrende Ordonnanz.

„Jawohl, Herr Kapitän."

„Woher kam der Herr?"

„Er ist über die Scharte von Lourque heraufgekommen. Ein Eseltreiber, dessen Esel zwei Koffer trägt, befindet sich in seiner Begleitung."

Merry trat ans Fenster. „Von Lourque! Der Herr ist sofort einzulassen. Ich bitte ihn zu mir."

Eine nervöse Unrast befiel ihn. Er rückte an seinem Waffenrocke, ließ seinen Kinnspitzbart durch die Hand gleiten, überflog das Zimmer, ging zur Tür, eilte zum Spiegel zurück, strich über sein Haar, nahm sein Käppi vom Nagel, ging zum zweiten Male zur Tür und trat vors Haus.

Ein stattlicher Herr kam über den Kehlwaffenplatz. Dahinter tauchte ein Eseltreiber mit einem bepackten Esel auf.

Einige Schritte vor Merry zog der stattliche Herr den Hut. „Habe die Ehre mich vorzustellen, Herr Kamerad. Kapitän Milleraud vom Großen Generalstabe."

„Die Ehre ist ganz auf meiner Seite, Herr Kamerad. Kapitän Merry, Kommandant von Esteron.“

„Herr Kamerad, ich komme, gemäß höheren Befehls Sie für einige Zeit abzulösen.“

„Und ich versichere, Herr Kamerad, daß ich meine Freude, daß Sie dieses so prompt tun, nicht in Worte

zu kleiden vermag. Ich hatte Sie frühestens morgen vormittag erwartet."

Dabei bat er seinen Gast mit lebhaften Gesten, ins Haus zu treten.

Als sie das Arbeitszimmer erreicht hatten, erwiderte der Ankömmling: „Ah, das ist eine ganz einfache Geschichte, Herr Kamerad. Mehr ein Zufall. Jedenfalls freut es mich mit Ihnen, daß ich Ihnen mit einer schnellen Ablösung dienlich bin. Das läßt mich den mühsamen Weg von Lourque herauf vergessen. Eigentlich wollte ich es mir erst bequemer machen, von Lourque bis Pistable die Bahn benutzen und von dort bis zur Paßhöhe bei Davricourt-Haut die Post."

„Dem Himmel sei Dank, daß Sie den bequemen Weg nicht gewählt haben. Da wären Sie wahrscheinlich noch nicht hier. Und mir liegt ungemein viel an einer sofortigen Abreise."

„Ah? Sie wollen —" Milleraud verschluckte die angefangene Frage. Ein Blick in das Gesicht seines Gegenübers ließ ihn verstummen. Er räusperte sich, lehnte sich mit dem Rücken gegen das Fenster und fuhr nach einer verlegenen Pause fort: „Also, Herr Kamerad, wie gesagt, mehr ein Zufall ist's, daß ich schon hier bin."

Merry wollte den Kameraden auf das Ledersofa im Zimmer nötigen. Der andere wehrte aber ab und blieb am Fenster lehnen.

„Eine Kommission des Generalstabs befindet sich nämlich zur Zeit in Deux-Montages."

Merry nickte.

„Weshalb — darf ich nicht verraten, Herr Kamerad, tut auch nichts zur Sache. Zu dieser Kommission gehörte ich. Nun habe ich ein hervorragendes persönliches Interesse an dem ganzen Visogebiete. Unter uns

gesagt, Herr Kamerad, ich stehe dicht vor dem Major. Meine Beförderung hängt aber, wie ich weiß, von dem Ausfall einer Arbeit ab, die man mir zuerteilt hat. Und diese hat eben die Verteidigungsfähigkeit des Monte Viso und seines Hinterlandes zum Gegenstand. Deshalb benutzte ich die Gelegenheit meiner Anwesenheit im nahen Deux-Montages, um das Hinterland mit eigenen Augen kennen zu lernen. In Creux meldete ich mich, gemäß einer Verabredung mit dem Führer meiner Kommission, Oberst Zette, beim Kommandeur der Alpenjäger, Oberst Largeau. Das war gut. Denn ohne diese Abrede hätte mir das Telegramm des Generalstabs, das mir befahl, sofort das Kommando von Esteron zu übernehmen, nicht nach Creux nachgesandt werden können. Wo habe ich doch das Telegramm? Richtig, hier in der Brusttasche steckt es. Bitte, Herr Kamerad" — er lächelte — „meine Legitimation. Weil mich das Urtelegramm in Deux-Montages nicht erreichte, ist es von Deux-Montages nach Creux umtelegraphiert worden. Deshalb der Aufgabeort Deux-Montages."

Merry wehrte mit beiden Händen ab. „Ich bitte, Herr Kamerad!"

„In Creux entschloß ich mich, den kürzeren, aber auch beschwerlicheren Weg nach Esteron einzuschlagen, also über Lourque, den Saumpfad hinauf. In einer halben Stunde war ich, da es mit dem Zug ausgezeichnet paßte, in Lourque, dort mietete ich mir den Treiber draußen, der mein Gepäck beförderte, und dann ging es los. So erklärt sich meine schnelle Ankunft."

„Und ich bin Ihnen wegen dieser, wie schon versichert, im höchsten Grade dankbar, Herr Kamerad." Er wurde unruhig. „Gestatten Sie einen Augenblick, Herr Kamerad."

Er rief nach seinem Burschen. Diesen wies er an, den Koffer im Wohnzimmer fertig zu packen, auf ein Saumpferd zu laden und dieses mit einer Ordonnanz nach Davricourt-Haut vorauszusenden.

Dann kam er wieder zu Milleraud. „Verzeihen Sie, Herr Kamerad, daß ich Sie allein ließ."

„Ganz und gar nichts zu verzeihen, Herr Kamerad! Ich sehe Ihre Eile. Wenn es Ihnen recht ist, erledigen wir also, damit Sie frei werden, sogleich das Dienstliche."

„Aber Ihr Unterkommen? Sie werden müde sein!"

„Herr Kamerad, es drängt Sie fort. Wie kann da so etwas in Frage kommen. Wenn ich einem Kameraden einen Dienst erweisen kann, bin ich nie müde."

„Ganz außerordentlich liebenswürdig, Herr Kamerad. Wenn Sie also durchaus wollen." Er nahm an seinem Arbeitstische Platz und schrieb in das aufliegende Tagesjournal die Übergabeformel.

Milleraud setzte mit steilen Schriftzügen die Übernahmeformel darunter.

Dann erklärte Merry: „Das Journal ist jeden Morgen durch eine Ordonnanz nach Davricourt-Haut zu schicken. Das heißt, so lange das im Bereiche der Möglichkeit liegt. Geht es infolge von Witterungsunbilden nicht an, ist Morgens durch das Telephon ein Rapport nach Davricourt-Haut zu erstatten. Hier ist ferner ein Verzeichnis der Mannschaften. Der Leutnant vom Platze heißt Gérard. Wird wohl auf seinem Zimmer drüben sein. Werde ihn nachher herüberbitten lassen. — Das ist hier der Entwurf eines Dienstplanes für die nächste Woche. Und dann dieser mit I bezeichnete Schlüssel, Herr Kamerad. Er ist, wie dieser mit II bezeichnete, vom Kommandanten laut Instruktion unzertrennlich."

Damit brachte er den mit I bezeichneten Schlüssel in ein Schloß in der Hinterwand des Zimmers, drehte ihn um und öffnete einen Wandschrank. Derselbe war leer. Aber

in seiner Rückwand befand sich noch ein weiteres Schloß. In dieses führte er dann behutsam den mit II bezeichneten Schlüssel ein, schloß auf und zog aus der Mauer eine eiserne Schublade halb hervor.

Merrys Mienen wurden besonders ernst, als er weitersprach. „Diesem Behälter, Herr Kamerad, sind die Pläne des Forts Esteron anvertraut. Sie sind einzig und allein für den Kommandanten bestimmt,

der mit seiner Person für sie haftet. Nun, das wissen Sie ja selbst so gut wie ich. Und dann dieser versiegelte Umschlag. Bitte, überzeugen Sie sich von der Unverletztheit seiner Siegel."

„Alles in Ordnung, Herr Kamerad."

„Den Umschlag hat der Kommandant am Tage einer Mobilmachung zu erbrechen."

Milleraud nickte gleichgültig. „Weiß — weiß."

„Ja so, Sie als Generalstäbler kennen natürlich seinen Inhalt. — Hier haben wir ferner noch einen Geldbetrag von fünftausend Franken, den wir nur in gewissen Fällen angreifen dürfen. Das Reglement liegt dabei. Zur Löhnung kommt der Zahlmeister von Davricourt-Haut herauf. Sonstige Ausgaben, wenn wir je einmal welche haben, weisen wir auch auf dort an. Sie werden demnach wohl nicht in die Lage kommen, den Betrag angreifen zu müssen, außer es bräche über Nacht ein Krieg aus. — Herr Kamerad, es bliebe nun bloß noch übrig, ein Protokoll, das über Davricourt-Haut zum Stabe nach Creux zu gehen hat, aufzunehmen. Bitte, zählen Sie inzwischen das Geld durch."

„Habe es schon überflogen. Es stimmt," beeilte sich Milleraud zu versichern.

Merry war bald mit dem Protokoll fertig und unterzeichnete es. Milleraud tat desgleichen. Durch den Burschen wurde darauf Leutnant Gérard aus seinem Zimmer herübergebeten. Nachdem er dem interimistischen Kommandanten vorgestellt und von der stattgehabten Übergabe der Dienstgeschäfte verständigt worden war, forderte ihn Merry seinerseits zur Unterzeichnung des Protokolls auf. Es geschah. Nun wurde ihm aufgetragen, das Protokoll zu siegeln und es mit einer besonderen Ordonnanz an den nächsten Vor-

gesetzten, Major Helois, Kommandant von Davricourt-Haut, abgehen zu lassen. Gérard salutierte und entfernte sich, seinen Auftrag auszuführen.

Milleraud hustete leicht. „Was ich noch sagen wollte, Herr Kamerad. Im Generalstabe gelten die Befestigungen des Monte Viso als lückenlos. Sind Sie der gleichen Ansicht?"

Merry zuckte mit den Achseln.

„Sie sind also meiner Ansicht," fuhr Milleraud fort. „Ich halte diese Befestigungen keineswegs für lückenlos, für unüberwindbar. Allerdings bin ich mir über einige Punkte noch nicht ganz klar. Das mag daher kommen, daß man am grünen Tische nie einen so sicheren Blick als in der Praxis gewinnt. Ich habe vor kurzem gesprächsweise eine diesbezügliche Bemerkung einem höheren Vorgesetzten gegenüber, der mir wohl will, fallen lassen. Diesem habe ich wahrscheinlich auch das Kommando zu danken, das mir gelegener gar nicht kommen konnte. Hm — Pardon, Herr Kamerad, wie war es doch? Schwere Geschütze haben Sie nicht im Fort?"

„Nein. Wir haben nur Feldgeschütze von acht und neun Zentimeter Kaliber."

„Und wenn nun eine entschlossene feindliche Bergtruppe mit auf Saumpferde geladenen Berggeschützen bei Nacht die Hänge des Monte Viso heraufklettert und sich an einem Punkte — ich habe die Gegend nur nach der Karte im Kopfe — so zwei Kilometer von Esteron entfernt, bis wohin sie sogar bei Tage von Esteron aus ungesehen gelangen kann, festsetzt und Esteron auf diese kurze Entfernung niederkämpft? Und wenn Esteron gefallen ist — was dann? Der Weg nach Lourque hinunter ist ihr offen. Zieht sich das Bataillon Alpenjäger aus Creux nicht schleunigst zurück, ist

es verloren. Von Lourque ist es ein leichtes, nach Pistable hinunterzustoßen. Und ist Pistable in feindlichen Händen, ist das Schicksal von Davricourt-Haut besiegelt."

Merry neigte den Kopf zur Seite. Er dachte: Das mit dem grünen Tisch war eine treffende Bemerkung. Gelassen antwortete er: „Herr Kamerad, so leicht wird es ein Feind allerdings nicht haben. Sein Versuch, den jenseitigen Hang auf dem Saumpfad heraufzukommen, zumal mit beladenen Packpferden, würde ihm mißlingen. Es sind nämlich an zwei günstigen Stellen des Pfades vorbereitete geheime Verteidigungsstellungen in den Felsen gesprengt."

„Ah —!"

„Die letzte ist die stärkste, obgleich auch sie einen wunden Punkt hat, nämlich ihren Zugang von der Feindesseite her. Ich habe darum schon mehrere Umbauanträge gestellt. Es ist eben die Stelle, die Sie erwähnten — zwei Kilometer von hier."

„Ah —!"

„Mit einer einzigen Kanone in der Kasematte dort getraue ich mir den Pfad gegen eine ganze feindliche Armee zu halten. Ganz abgesehen davon, daß wir den Weg an bestimmten Stellen auch noch dermaßen zur Sprengung vorbereitet haben, daß er einfach unpassierbar gemacht werden würde. Wie gesagt, für den Pfad herauf fürchte ich nichts. Der Feind braucht aber nicht unbedingt auf dem Pfade heranzukommen. Er kann uns nämlich noch wie folgt fassen: Erstens muß er sich mit Gebirgsgeschützen in dem Gewände des Col de Firmate drüben, das unser Fort überragt, einnisten. Er kann das von seinem Lande aus unbeobachtet, und ohne irgendwo auf Widerstand zu stoßen, tun. Sein Feuer würde uns bald vernichten.

Denn ob wir große oder kleine Geschütze haben, wir könnten ihm nicht viel antworten, weil er uns aus natürlichen, versenkten Stellungen heraus, wie ich erkundet, beschießen würde, und wir dadurch in Unkenntnis blieben, wo er steht. Das Schießen aus versenkten Stellungen heraus ist so ein Kapitel. Habe in meiner Einsamkeit einen Aufsatz darüber geschrieben, der sich auf praktische Erfahrungen gründet."

„Sie sehen mich in Verwunderung, Herr Kamerad."

„Interessiert Sie das wirklich?"

„Ganz außerordentlich!"

Merry zog das in Rede stehende Manuskript aus einem Fach und fuhr fort: „Werden Geschütze hundertfünfzig Meter hinter einer Deckung so aufgestellt, daß ihre Mündungen vier Meter tiefer als der vorliegende Kamm sich befinden, kann der Feind nicht einmal den Feuerschein der Schüsse wahrnehmen."

„Ah!"

„Sehen Sie das Manuskript ruhig durch."

„Danke — danke."

„Doch weiter. Zweitens muß eine andere Abteilung besagten Feindes, bestehend aus geübten Bergtruppen mit Gebirgsartillerie, ungefähr fünf Kilometer von Davricourt-Haut entfernt von der Hauptpaßstraße abbiegen und uns von der Seite her angreifen. Gangbare Bänder, berüchtigte Schmugglerstege, gibt es zwei aus dieser Richtung."

„Ah — hochinteressant! Das wird mir bei meiner Majorsarbeit viel nützen."

Merry murmelt etwas Unverständliches. Er suchte hastig in seinem Schreibtische. „Hier sind einige meiner privaten Ansichten über die Angriffsangelegenheit. Hier sind auch noch einige Skizzen."

„Danke — danke, Herr Kamerad!"

„Nun aber muß ich Ihnen ein Unterkommen anweisen. Dieses, mein Arbeitszimmer, bitte ich Sie als Wohnzimmer zu benutzen. Die zweite Tür im Hausflur gegenüber führt in Ihr Schlafzimmer, in dem Sie Waschgelegenheit finden. Ein Bett wird mein Bursche noch aufschlagen."

„Sie verpflichten mich zu großem Dank, Herr Kamerad."

„Ich wüßte sonst nichts Besonderes noch. — Gestatten Sie jetzt, daß ich mich reisefertig mache?"

„Ich bitte — ich bitte sehr, Herr Kamerad!"

Merry zog sich in das Wohnzimmer zurück. Sowie er allein war, legte sich ihm die Sorge um Amélie wieder bleischwer auf den Sinn.

Der seelische Schmerz prägte sich wieder stark in seinen Zügen aus.

Er rief nach dem Burschen und ließ sich beim Umkleiden helfen.

Gleich darauf verabschiedete er sich und eilte den Pfad bergab.

In Davricourt-Haut angekommen, meldete er sich bei Major Helois ab und fuhr mit der letzten Post die Paßstraße zur Station Pistable hinunter.

— — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen entstieg ein französischer Generalstabsoffizier der ersten Post, die von Pistable heraufkam, an der Stelle, wo sie für das Fort Davricourt-Haut hielt. Ein Bursche holte zwei Handkoffer vom Verdeck der Post und schleppte sie dem Vorausschreitenden nach. Im Fort ließ sich dieser bei Major Helois melden und präsentierte sich ihm als interimistischer Kommandant von Esteron, Kapitän Milleraud vom Großen Generalstabe.

Helois, von seinem Adjutanten René von der An-

kunft eines Generalſtäblers ſchon unterrichtet, ehe derſelbe noch einen Fuß in das Fort geſetzt, verwunderte ſich höchlichſt. „Kapitän Milleraud? Kommen Sie ſoeben mit der Poſt von Piſtable herauf?“

„Soeben, Herr Major.“

„Und ich glaubte Sie dieſe Nacht bereits in Eſteron! Nach dem Protokoll und auch nach dem Journaleintrag, der mir vorliegt, haben Sie doch geſtern nachmittag vier Uhr im Fort Eſteron das Kommando vom Kapitän

Merry übernommen? Leutnant Gérard hat als Zeuge mit unterzeichnet!"

„Das muß ein Irrtum sein, Herr Major."

„Lesen Sie den Journaleintrag selbst!"

Jetzt machte der Generalstäbler ein verdutztes Gesicht. „Herr Major!" entfuhr es ihm. Verwunderung und Bangen lagen gleichzeitig in dem Ausruf. Doch faßte er sich schnell. „Herr Major, hier kommen nur zwei Möglichkeiten in Frage. Entweder der Befehl zur Übernahme des Kommandos ist durch irgend einen tückischen Zufall außer mir noch einem anderen Kapitän Milleraud zugestellt worden, obgleich ich hervorhebe, daß ich der einzige mit dieser Charge und diesem Namen beim Generalstabe bin, oder —" Er zögerte.

„Oder?" fragte der Major.

„Sie wissen, Herr Major, was nach diesem ‚Oder' kommt. Aber gerade wie ich wagen Sie es nicht auszusprechen."

„Das wäre furchtbar, Herr Kapitän!" gab der Major, dem es schwül zu werden begann, seinen Gedanken Ausdruck.

„Ja, das wäre furchtbar. Gerade bei der Befestigung des Monte Viso, über die wir bisher alle Welt im unklaren gelassen! Unser ganzer Stolz!"

„Es ist nicht auszudenken, Herr Kapitän!"

„Was beabsichtigen Sie zunächst zu unternehmen, Herr Major?"

„Ich werde auf der Stelle mit Leutnant Gérard persönlich telephonische Verbindung suchen."

„Bitte, Herr Major."

Die Verbindung war bald hergestellt. Leutnant Gérard erklärte, daß er mit dem neuen Kommandanten, außer gestern nachmittag im Beisein von Kapitän Merry, bisher noch nicht wieder zusammengekommen sei.

„Wo befindet sich jetzt der Herr Kapitän Milleraud?“ fragte der Major.

„Ich habe am Tor erfahren, daß er schon um fünf Uhr Morgens den Pfad bergab gegangen ist.“

„Nach Lourque zu?“

„Nein, nach der Grenze zu.“

„In Uniform?“ fragte der Major immer ängstlicher.

„Der Herr Kapitän hat sich noch nicht in Uniform gezeigt. Wie er gestern gekommen ist — in Zivil — ist er den Pfad hinuntergegangen.“

„Hat er gestern Gepäck mitgebracht?“

„Ja.“

„Wo ist dieses?“

„Das Gepäck des Herrn Kapitän befindet sich auf seinem Zimmer.“

„Worin besteht es?“

„Aus zwei Koffern.“

„Leutnant Gérard, Sie werden sich sofort auf das Zimmer des Herrn Kapitän begeben, beide Koffer erbrechen, falls sie geschlossen sind, und sie namentlich in Bezug auf Uniformen durchforschen. Ich gebe Ihnen hierzu den direkten Befehl.“

„Herr Major, das —“

„Keine Silbe mehr! Empfinden Sie nicht, um was es sich handelt? In spätestens zehn Minuten will ich Rapport erstattet haben. Ich warte am Telephon.“

Nach zehn Minuten wußte der Major, was die Koffer enthielten: in Zeitungspapier gewickelte Steine, Herbarien mit gepreßten Pflanzen, eine Botanisiertrommel, auf deren Deckelinnenseite der Name „Professor Matthieu“ stand, und einige Wäschestücke.

Leutnant Gérard bekam noch den Befehl, sich der Person des Kapitäns, sobald er sich blicken ließe, zu bemächtigen. Aber er fand keine Gelegenheit, ihn aus-

zuführen, denn den Kapitän sah Fort Esteron nie wieder. —

Die Befürchtungen, die der wirkliche Kapitän Milleraud hegte, trafen in vollem Umfange zu. Die Befestigungspläne und der versiegelte Umschlag mit den Anordnungen für eine Mobilmachung waren fort. Die fünftausend Franken hingegen lagen unangerührt in der Kasse. Man hatte es also jedenfalls mit keinem gewerbsmäßigen, für Geld arbeitenden Spion zu tun.

Der Generalstab stellte eine eingehende, aber tunlichst unauffällige Untersuchung an. Es ergab sich dabei folgendes: Während die in Deux-Montages weilende Kommission des Generalstabs unter den Kastanien im Garten des Hotel Chausseur ihr Frühstück einnahm, war das Telegramm betreffs des Kommandos des Kapitän Milleraud eingelaufen. Oberst Zette, der Führer der Kommission, hatte es vorgelesen und dann Milleraud überreicht. Man hatte daraufhin mit Milleraud angestoßen, der erklärte, sich erst für das Felsennest equipieren zu müssen, und sich deshalb nicht heute noch, sondern erst am anderen Morgen dorthin verfügen könne. Das alles mußte der falsche Milleraud, wahrscheinlich von einem Nebentische aus, aufgefangen und sich sofort über Pistable—Lourque auf den Weg nach Esteron gemacht haben. Die Zugverbindungen ließen eine solche Annahme zu. Man forschte dann weiter dem Namen in der Botanisiertrommel nach, und es ergab sich, daß die Personalbeschreibung des Verwegenen sich genau mit der eines Professors Matthieu deckte, der seit einigen Wochen eifrigen mineralogischen und botanischen Studien im Tal der Denisse obgelegen hatte. Man konnte seinen Aufenthalt in allen Orten des Tals feststellen. Er hatte sich also mit den Örtlichkeiten und sonstigen Verhältnissen gründlich und unauffällig ver-

traut gemacht und so seinen verwegenen Handstreich, zu dem sich ihm die verlockende Gelegenheit bot, mit Erfolg zur Ausführung bringen können. Das Telegramm, das er Merry vorgewiesen, kam auch zur Sprache. Zu finden war es nicht mehr. Wahrscheinlich war es ein von dem Verschwundenen selbst aufgegebenes gewesen, das er an Kapitän Milleraud nach Lourque sandte und dort unter diesem Namen sich aushändigen ließ. Die Erdichtung bezüglich des Umtelegraphierens und des Antrittes der Reise von Creux aus war sicher nur daraufhin vorgebracht worden, den Weg über Lourque glaubhaft zu machen.

— — — — — — — — — — — — —

Merry traf seine Gattin noch lebend an. Die Freude des Wiedersehens wirkte Wunder. Von Stund' an besserte sich ihr Zustand. Noch am Abend flüsterte sie leise: „Wie danke ich dir, daß du gekommen bist! Denn wärest du nicht gekommen, ich wäre gestorben!"

Tags darauf erfuhr er, welcher Täuschung er zum Opfer gefallen. Er nahm die Nachricht mit Ruhe hin, und kühl erwog er die Folgen. Man würde ihn wahrscheinlich kassieren. Mochte man es. Er hatte in gutem Glauben gehandelt. Sein Gewissen schlug nicht. Und dem Fremden konnte er durchaus nicht zürnen. Im Gegenteil, heimlich dankte er ihm noch. Wäre er nicht noch am Nachmittage gekommen, hätte er Amélie vielleicht nicht mehr lebend angetroffen. Und nun durfte er wieder Hoffnung hegen. Was bedeutete dem gegenüber das Opfer seiner Stellung? Nichts!

Aber er wurde nicht entlassen. Allerdings ging er nur bedingungsweise gerechtfertigt aus der Untersuchung hervor. Des Kommandeurpostens von Esteron wurde er jedoch enthoben. Er war auch dafür dankbar. Konnte er nun sich doch ganz seiner der Genesung

ST. PAUL, MINN.

entgegengehenden Gattin widmen, denn er war der Garnison Nizza zugeteilt worden.

* * *

Über dem ewigen Rom blaute ein wunderbarer Herbsthimmel. Die Markisen an den Fenstern des

massigen Gebäudes am Forum Trajanum waren hochgezogen, einige Fenster standen sogar offen.

In das Zimmer Seiner Exzellenz trat, eine Aktenmappe unter dem Arm, der stattliche Kapitän, der sich vor einigen Wochen, mit unbegrenztem Urlaub ausgerüstet, verabschiedet hatte. Exzellenz zeigte sich sehr erfreut, erhob sich aus dem Arbeitssessel und reichte

dem sich in strammer Stellung Zurückmeldenden die Hand zum Willkommen.

Der stattliche Offizier begann mit klarer Stimme einen Vortrag zu halten. Ab und zu zog er eine Zeichnung, ein Schriftstück, einen bunten Plan, ein loses Blatt hervor, legte sie auf den Arbeitstisch Seiner Exzellenz und erläuterte mit ihnen seine Ausführungen.

In die Züge des Generals schlich sich immer unverhohleneres Staunen.

Nach einer reichlichen Stunde endlich schwieg der Vortragende. Seine Exzellenz rührte sich nicht. Nur das Ticken der Wanduhr war im Zimmer hörbar.

Dann aber gab der General seinen Gedanken um so lebhafteren Ausdruck. „Das ist allerdings ein Material, wie ich es in einer derartigen Angelegenheit noch nicht beisammen gesehen habe. Ich bin geradezu betroffen über die schwerwiegenden Aufschlüsse. Unschätzbar — und unter welcher persönlicher Gefahr!"

„Exzellenz —"

„Gut — gut! Wenn Sie das auch nicht besonders hervorhoben, so hörte ich es doch heraus. Unter schwerer persönlicher Gefahr ist alles erworben! Aber die Belohnung soll der Tat auf dem Fuße folgen."

Seine Exzellenz reichte dem Kapitän beide Hände hin: „Von Herzen gratuliere ich Ihnen — Herr Major!"

Liebeserklärungen.

Bilder aus des Lebens Maienzeit

von

Alexander Cormans.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen —
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!

Wie bedauernswert arm müßte das Dasein des Menschen genannt werden, der nicht einmal für eine kurze Zeitspanne die Wahrheit dieses oft zitierten Dichterwortes im eigenen Herzen hätte empfinden dürfen! Wohl mögen uns die sonnigen Freuden der Kindheit als eine lichte Erinnerung durch das ganze fernere Leben geleiten, wohl mag sich noch manche glückliche Stunde des reiferen Alters als ein liebes, unverlierbares Besitztum in unser Gedächtnis einzeichnen, so köstlich aber ist doch kein Gedenken wie das an jene wonnevollen Tage, da sich zuerst Herz zu Herzen gefunden, und da wir zuerst gelernt, in der zarten Sorge um das Glück eines anderen Wesens die höchste und reinste Freude des irdischen Daseins zu erkennen.

Je höher die Kultur eines Volkes ist, mit desto poetischerem Reiz wird auch der Liebesverkehr zwischen den beiden Geschlechtern geschmückt sein, und keine andere Phase dieses Verkehrs ist so voll der holdesten

Offenbarungen und lieblichſten Wunder wie die des Brautſtandes.

Tauſendfältig ſind die Wege, auf denen zwei junge Menſchenkinder zueinander gelangen; aber ob das beſeligende Ja in ſtürmiſcher Werbung oder in langem,

In der Maienzeit.

treuem Minnedienſt gewonnen wurde, die Zeit, da ſich eines das andere ganz erobern muß, beginnt doch immer erſt mit der Stunde, da der große, bedeutſame Entſchluß der gegenſeitigen Hingabe, der Vereinigung für das ganze Leben, gefaßt worden iſt. In manchen Kreiſen unſerer modernen Geſellſchaft iſt es ja neuer-

dings guter Ton geworden, die Zeit des Brautſtandes möglichſt abzukürzen und den erſten Monaten oder Jahren der Ehe zu überlaſſen, was frühere Geſchlechter mit weiſem Bedacht als die hohe Beſtimmung der Ver-

Norwegiſche Werbung.

lobungszeit anſahen: das gegenſeitige Erkennen und allmähliche Ineinanderfinden, ohne das ein harmoniſches eheliches Zuſammenleben ja undenkbar wäre. Darüber aber, daß die altmodiſche Sitte des langen Brautſtandes vor dem abgekürzten Verfahren bei weitem den Vorzug verdient, kann kein Zweifel obwalten. Die

Sicherheit des Besitzes ist der gefährlichste Feind der Galanterie. Wo das Zusammenschmelzen zweier Individualitäten sich ohne das nötige Aufgebot von Galanterie, das heißt ohne ritterlich selbstverleugnendes Bemühen auf der einen und ohne freudig zärtliches Nachgeben auf der anderen Seite, vollziehen soll, da

Verlobungsfeier in Norwegen.

wird es sicherlich niemals ohne starke Reibungen abgehen, durch die das Glück und der dauernde Bestand einer vielleicht unter den verheißungsvollsten Voraussetzungen geschlossenen Ehe nur zu leicht ernstlich gefährdet werden kann.

Das Fehlen all der kleinen ernüchternden Intimitäten des Ehelebens, das Fernbleiben jener oft so

niederdrückenden Alltagsprosa, die unfehlbar in jedes neugegründete Heim zugleich mit den jungen Gatten ihren Einzug hält, rückt den Verkehr zwischen Verlobten von vornherein in eine Sphäre, deren romantischer Zauber jedes unvermeidliche Zugeständnis als ritterliches Minneopfer oder als bereitwillig dargebrachten Beweis anschmiegender Zärtlichkeit erscheinen läßt. Die Verklärung, in der während dieser Zeit der noch unerfüllten letzten Wünsche eines das andere sieht, bedingt in jedem eine beständige Furcht, in den Augen des geliebten Wesens etwas von dem verschönernden Nimbus zu verlieren, und damit zugleich eine Selbstzucht, die naturgemäß um so nachhaltiger wirken muß, je länger sie geübt wird.

Wenn ein übereiltes Verlöbnis eine Torheit ist, so ist eine übereilte Hochzeit jedenfalls ein tausendmal verhängnisvollerer Fehler. Die Eltern, die dem Verspruch ihrer Tochter gar nicht schnell genug die Eheschließung folgen lassen können, die einen Brautstand von wenig Wochen für ausreichend halten, um zwei verschieden geartete menschliche Wesen einander innerlich nahe zu bringen, sie sollten ihre eigenen Jugenderinnerungen zu Hilfe rufen, um sich darüber klar zu werden, daß sie nicht nur eine ernste Gefahr über diese beiden jungen Wesen heraufbeschwören, sondern daß sie sie auch um die köstlichste Periode ihres Lebens berauben.

Nicht alle Zeiten und nicht alle Völker freilich haben das rechte Verständnis für die beseligende Poesie des Brautstandes bewiesen. Wo die Frau nur eine willenlose Sklavin des Mannes ist, muß ja ein Brautstand als etwas höchst Überflüssiges empfunden werden. Welche unnütze Zeitvergeudung, mit zartem Bemühen in das Seelenleben eines Wesens einzudringen, um dessen Seele man sich später nicht im mindesten zu

kümmern gedenkt! Wie töricht, ohne praktiſchen Zweck den Zeitpunkt einer Vereinigung hinauszuſchieben, deren ſpätere Geſtaltung ganz und gar unabhängig iſt

Ein Liebespaar in Dalarne (Schweden).

von der größeren oder geringeren Übereinſtimmung beider Charaktere!

Oder verdient es etwa den Namen eines **Brautſtandes**, wenn man in vergangenen Jahrhunderten die Sproſſen fürſtlicher Familien oft ſchon im zarten Kindesalter miteinander verlobte, um ſie dann bis zu dem Zeitpunkt, der ihre eheliche Vereinigung rätlich erſcheinen ließ, ſtreng getrennt zu halten?

Bei den Völkern des heutigen Europa gibt es derartige Unſitten ja glücklicherweiſe nicht mehr. Vom eiſigen Norden bis zum ſonnigen Süden — überall kennen ihre Söhne und Töchter die Seligkeiten der

Ein großruſſiſches Paar.

jungen Liebe, deren köſtlichſte Würze jene von unſerem Dichter beſungene zarte Sehnſucht nach dem noch in einer gewiſſen Ferne winkenden letzten und höchſten Glück iſt.

Verſchieden ſind nur je nach Raſſe und Temperament die Gepflogenheiten während des Brautſtandes,

Eine ungarische Braut.

Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.

der bei den einen nicht viel mehr als ein still beglücktes Nebeneinanderhergehen, bei den anderen ein leidenschaftlich glutvolles Umwerben ist.

Die Skandinavische Halbinsel ist recht eigentlich das Land der langwährenden Verlöbnisse. Ein Brautstand, der sich über Jahre hinzieht, gehört dort keineswegs zu den Seltenheiten, und es mag sich zum guten Teil aus diesem Herkommen erklären, daß man im Volk dort verhältnismäßig wenig unglückliche und zerrüttete Ehen antrifft.

Ein sehr stürmischer und ungeduldiger Liebhaber ist der norwegische wie der schwedische Jüngling zumeist wohl ebensowenig wie der mehr zur schmachtenden Sentimentalität geneigte Russe, der allerdings später als Ehemann eine bedenkliche Vorliebe für „schlagende Beweise" seiner Zuneigung zu bekunden pflegt. Übrigens ist die Gewohnheit nachdrücklichster Zurechtweisung ungehorsamer Ehefrauen im heiligen russischen Reiche seit Jahrhunderten eine nationale Eigentümlichkeit, die von den zumeist Betroffenen kaum jemals als eine Beeinträchtigung ihres häuslichen Glückes empfunden wird.

Das sattsam bekannte feurige Temperament des Magyaren läßt ihm einen langausgedehnten Brautstand in der Regel nicht als sehr wünschenswert erscheinen. Aber die schönen Ungarinnen wissen sich ihre Mädchenfreiheit trotzdem so lange als möglich zu erhalten, weil sie gut genug wissen, daß es mit Spiel und Tanz für immer vorbei ist, wenn sie die Schwelle des ehelichen Gemaches überschritten haben.

Nirgends sonst wird ein Herzensbund wohl so leicht geschlossen als unter dem lachenden Himmel Italiens, und nirgends pflegt der Brautstand so reich an seelischer Bewegung zu sein wie im Lande der Orangen und

Zitronen. Denn im Herzen des italieniſchen Jünglings wohnt neben der glühenden Liebe gar oft auch die glühendſte Eiferſucht, und der blutigen Tragödien gibt's nirgends ſo viele als in der Heimat der Ca-

Neapolitaniſches Liebespaar.

valleria rusticana. Eine lange Verlobungszeit würde der jungen Italienerin, ſofern ſie hübſch und begehrenswert iſt, darum durchaus nicht immer zum Heil gereichen, und ſie iſt vor ihrem Ehemanne, deſſen Hitze ſich unter dem abkühlenden Einfluß der holden Gewöhnung ein wenig geſänftigt hat, in der Regel viel

ſicherer als vor dem Verlobten, dem das Dolchmeſſer manchmal gar zu locker in der Taſche ſitzt.

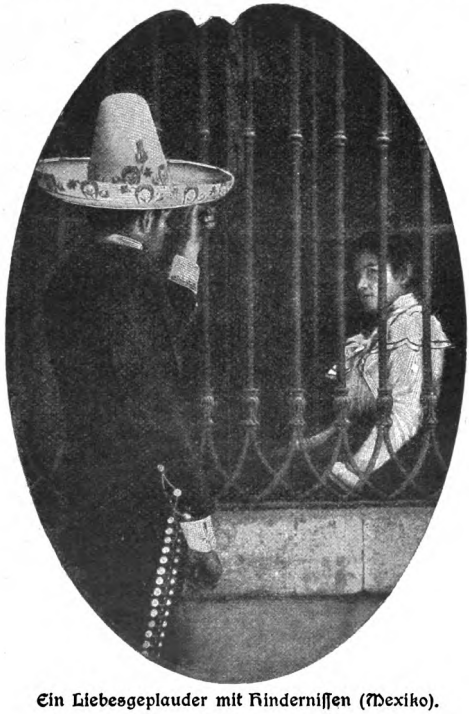
Kaum weniger erregbar, aber im Durchſchnitt viel ritterlicher iſt der ſpaniſche Liebhaber, der in ſeiner

Ein Liebesſtändchen in Sevilla.

glutäugigen Schönen ein Weſen höherer Gattung anzubeten pflegt. Auch heute noch iſt Spanien das Land der zärtlichen Serenaden, und die feierliche Grandezza, mit der der Sohn der Iberiſchen Halbinſel ſelbſt die einfachſten Handlungen zu umgeben liebt, verleiht auch ſeinem Minnedienſt eine Ernſthaftigkeit, die ein emp-

fängliches Mädchenherz wohl mit süßen Hoffnungen und Träumen umschmeicheln kann.

Die Strenge, mit der in Spanien die Töchter der vornehmeren Familien während ihrer Verlobungszeit



Ein Liebesgeplauder mit Hindernissen (Mexiko).

von Eltern und Brüdern überwacht werden, wird noch weit übertroffen von den unerbittlichen Gesetzen, die die mexikanische Etikette für diese glückselige Zeit zum sicherlich nicht geringen Mißvergnügen der Beteiligten aufgestellt hat. Ein schneidiger oberbayrischer Bursch, der von seinem guten Recht, sich in traulicher Abend-

ſtunde an das Kammerfenſter der Herzallerliebſten zu ſchleichen, ausgiebigſten Gebrauch zu machen gewöhnt iſt, würde ſicherlich in nicht geringe Entrüſtung geraten, wenn der bei ſolcher Gelegenheit übliche Austauſch von

Junges Ehepaar in Korea.

Meinungen und Zärtlichkeiten durch ein ſo ſolides Eiſengitter beeinträchtigt würde, wie wir es auf unſerem Bilde zwiſchen dem mexikaniſchen Anbeter und ſeiner Verlobten ſehen.

Aber was bedeuten dieſe kleinen Hemmniſſe jenen unüberſteiglichen Schranken gegenüber, die die meiſten

Völker des fernen Oſtens vor dem Tage der Hochzeit zwiſchen den beiden Geſchlechtern aufrichten! Die meiſten von ihnen verbieten nicht nur jeden näheren Verkehr zwiſchen dem jungen Manne und dem Mäd-

Ein Brautpaar in Tibet.

chen, das ihm durch elterlichen Beſchluß zur Gattin beſtimmt iſt, ſondern ſie geſtatten ihm nicht einmal ihr Angeſicht zu ſehen, ehe nicht mit dem Augenblick der endgültigen Vereinigung auch der große Moment der Entſchleierung gekommen iſt. Daß es bei dieſem Brauch nicht an den betrüblichſten Überraſchungen auf

seiten der jungen Ehemänner fehlen kann, begreift sich leicht. Aber für die Eltern heiratsfähiger Töchter, zumal solcher, die mit äußeren Reizen nicht im Überflusse bedacht sind, hat er unleugbar auch seine Vorzüge.

Am traurigsten ist ja ohne allen Zweifel das Schicksal jener weiblichen Wesen, die einfach durch Kauf oder Tausch gegen beinahe gleich hoch bewertetes Vieh in Besitz eines Gatten übergehen, von dessen Existenz sie vielleicht noch am Tage vor der Verheiratung ebensowenig ahnten, als sie im Augenblick der Vereinigung von seinen Charaktereigenschaften, von seinen zumeist recht bescheidenen Vorzügen und seinen um so zahlreicheren Lastern wissen. Auch das junge tibetanische Ehepaar auf unserem Bilde ist sicherlich auf diesem dort nicht ungewöhnlichen Wege zusammengekommen, und wenn die allgewaltige Stimme der Natur trotzdem auch in den Herzen dieser Ärmsten so etwas wie Liebe wachzurufen vermag, so bleiben ihnen doch allezeit jene hohen und reinen Freuden, jene unvergeßlich glückseligen Augenblicke versagt, in die sich uns oft der ganze Reichtum eines Menschenlebens zusammenzudrängen scheint. Ihr armes, ödes Dasein weiß nichts von jenem herrlichen Zauber, für dessen Schilderung der warmherzigste unter unseren großen Dichtern in seinen eingangs zitierten Versen so unübertrefflichen Ausdruck gefunden hat.

Seufzen wir doch alle mit ihm aus tiefstem Herzensgrunde:

O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Domröschen.

Novelle von Ida Bock.

▽ ▽

1. (Nachdruck verboten.)

Leise und eintönig schlug der Novemberregen an die Fensterscheiben. Trostlos grau und melancholisch lag die menschenleere Straße da. Das Regenwasser bildete kleine Seen, in die plätschernd und hochaufspritzend die schweren Tropfen fielen, immerzu, mit unheimlicher, nimmermüder Beständigkeit.

Das mäßig hohe, nicht allzu große Speisezimmer bei Hofrat Hallig war angenehm durchwärmt. In dem altmodischen weißen Kachelofen prasselte ein helles Feuer. Lustig huschte der rötliche Schein an den steifen Möbeln hinauf, tanzte über das alte geblümte Ripssofa, kletterte über die geraden Stuhllehnen der Rohrsessel, flog über das breite offene Büfett und glitzerte auf dem weißen Schirm der Hängelampe, als wollte er die altmodische, ehrwürdig steife Gesellschaft necken.

Bis in die rechte Fensternische wagte er sich nicht. Dort saß im glatten schwarzen Kleid, aufrecht und gerade, den Kneifer auf der feingeschnittenen Nase, die schmalen Lippen zusammengepreßt, daß sie in dem farblosen Gesichte nur eine dunkle Linie bildeten, Frau Hofrat Albine Hallig und las.

Aber nach links hinüber huschte der Feuerschein und umschmeichelte ein blasses vorgeneigtes Kinder-

gesicht, das auf einem schmalen, noch unentwickelten Mädchenkörper saß, verfing sich in der Fülle des braunen glänzenden Haares und spiegelte sich in den dunklen Augen. Dann wandte Marianne, das einzige Kind des Ehepaares Hallig, den Kopf und sah träumerisch nach dem Ofen. Doch nur ganz flüchtig — bald versenkte sie sich wieder in das auf ihren Knien liegende Buch.

Lautlose Stille.

Das Mädchen blickte endlich scheu zu der Mutter hinüber, öffnete die Lippen, als wollte es etwas sagen, machte ein zweifelndes Gesicht, senkte den Kopf wieder, um weiterzulesen, doch plötzlich richtete es sich energisch auf: „Mama!"

Frau Hofrat Hallig fuhr bei der unerwarteten Störung nervös zusammen. Sie ließ das Buch sinken. „Was ist denn?" fragte sie mit ihrer etwas scharfen Stimme.

„Sag mir doch, Mama, hast du Papa aus Liebe geheiratet?"

Erwartungsvoll hefteten sich die schönen dunklen Kinderaugen auf das farblose Gesicht der Mutter, die sich jetzt womöglich noch steifer aufrichtete.

„Wie kommst du auf so dummes Zeug, Marianne?"

„Dummes Zeug? Sieh doch, Mama, in dem Gedichtbuch, das Tante Herma mir zum Geburtstag geschickt hat, ist so viel von der Liebe die Rede. Und im ‚Käthchen von Heilbronn' erst, Mama. Da ist's doch auch die Liebe, die das Käthchen hinter dem Grafen Strahl hertreibt. Also was ist Liebe? Du mußt's doch wissen, Mama!"

Frau Hofrat Hallig starrte geradeaus und vergaß zu antworten. Mußte sie es wissen? — Sie seufzte tief auf. Was sollte sie dem dummen Mädel sagen?

„Lieber Himmel, Kind — Liebe! Das läßt sich nicht so erklären."

Frau Albine stockte, sie war wirklich in Verlegenheit.

„Du denkst dir da was Besonderes dabei," fuhr sie dann fort. „Hast du mich nicht lieb und Papa? Wenn wir getrennt würden, fiel's dir doch schwer, und du würdest wer weiß was tun, um wieder zu uns zurückzukommen — nicht wahr? Na, siehst du! Liebe ist einfach das Gefühl der Sympathie zwischen Menschen, die zusammen gehören. In den Büchern wird das natürlich schöner gesagt."

Frau Hofrat Hallig atmete auf, vermied es aber, den dunklen Kinderaugen zu begegnen, die mit einem so grenzenlos enttäuschten Ausdruck die ihren suchten.

„Aber, Mama, wie weiß denn ein fremder Mann und eine fremde Frau, daß unter allen Menschen gerade sie zusammen gehören? Warum gefällt dem Käthchen von Heilbronn gerade nur der Wetter vom Strahl und kein anderer Ritter?"

„Nun ist's aber genug! Wie kommst du denn zu solchen Fragen? Das sind Dinge, die dich noch gar nichts kümmern!" fuhr Frau Albine auf. Ihre Bereitwilligkeit, zu antworten, mußte der Kleinen Mut gemacht haben, und nun bezeigte sie wohl nicht übel Lust, ein Verhör fortzusetzen, dem sich Frau Hofrat Hallig durchaus nicht gewachsen fühlte. Also die gewöhnliche Abwehr — das sicherste Schutzmittel! Sie schlug jenen strengen Ton an, den Marianne zur Genüge kannte.

Stumm neigte das Mädchen den Kopf und klemmte nachdenklich die Unterlippe zwischen die Zähne. Wie sonderbar, daß Mama nie Geduld hatte, das anzuhören, was sie ihr gerne sagen wollte! Es gab so vieles,

worüber sie nachdenken mußte, so vieles, das sie gerne gewußt hätte, die kleine Marianne!

Ungläubig sah das Kind zu der wieder eifrig lesenden Mutter hinüber. Das, was sie sich als etwas so Großes, Wunderbares, Geheimnisvolles vorgestellt — das sollte es im Leben gar nicht geben, oder etwas sein, worüber sie nicht sprechen durfte!

Vielleicht wissen nur junge Leute, was Liebe ist? Aber dann müßte Mama sich doch daran erinnern, denn einmal war sie ja doch auch jung. Marianne sah zweifelnd hinüber auf das matte, ein wenig scharfe Gesicht der lesenden Frau. Den klaren Kinderaugen entging keines der kleinen Fältchen, die sich um die schmalen Lippen, um die leicht zugekniffenen Augen zogen. War Mama wirklich einmal jung gewesen? Lange her mußte es wohl sein, und darum hatte sie gewiß auch längst vergessen, was Liebe ist.

Marianne atmete erleichtert auf. So mußte es sein! Vergessen hat sie's, die Mama.

Leise glitt sie vom Stuhl herunter, vorsichtig schlich sie zur Tür, geräuschlos huschte sie hinaus und hinüber in die geräumige Küche, in der Betti, die Köchin, auf der Bank saß und strickte.

Wie gemütlich es hier war! Marianne liebte diese blitzblanke, heimliche Küche und stahl sich gerne einmal verstohlen hinein.

Mama litt es freilich nicht, und wenn sie Marianne ertappte, gab es Schelte. Aber gottlob — jetzt las Mama! Da hörte und sah sie nichts.

„Betti!" Marianne setzte sich neben die dicke rotwangige Köchin und rieb ihr feines Gesichtchen an dem prallen Arm, schmeichelnd, fast zärtlich. „Betti, wissen Sie, was das heißt, jemand lieben?" Atemlos sah das Kind der Köchin ins Gesicht.

Betti kraute sich mit der Stricknadel in den Haaren und fragte dann unsicher: „Ja, wie meinen Sie das eigentlich?“

„Na, ich will wissen, was Liebe ist!“

Die dicke Betti sah das Kind von der Seite an und schüttelte den Kopf. „Was für Ideen Sie haben, Fräulein Marianne! Ich habe eine Menge Leute lieb. Meine Mutter, meine Schwester, eine alte Tante, die meine Patin ist — und meinen Karl natürlich.“

„Wer ist das, Ihr Karl, Betti?“

„Na, mit dem geh' ich, wenn ich Ausgang hab'. Wir tanzen und machen Landpartien miteinander. Lustig ist's schon.“

„Betti, haben Sie denn die Mutter, die Schwester und Ihren Karl ganz gleich lieb?“

Betti lachte. „Sind Sie aber komisch, Fräulein Marianne! So gescheit war ich schon in Ihrem Alter, um zu begreifen, daß das doch was ganz anderes ist!“

„Was denn?“ fragte Marianne atemlos.

„Na, wie man halt einen Mann gern hat und die Mutter oder die Geschwister!“

„Liebe, liebe Betti, sagen Sie's mir doch, wie das ist!“ Marianne preßte sich ganz dicht an Betti.

Betti lachte laut auf.

Da schlich Marianne sich ins Zimmer zurück. Wie durfte sie sich dem aussetzen, daß der Dienstbote sie verlachte.

Aber warum lachte Betti? War denn ihre Frage gar so dumm geraten? Oder ist die Liebe etwas Unrechtes, weil Mama auswich, und Betti so häßlich lachte?

2.

Das Leben im Halligschen Hause floß langsam und eintönig dahin. Tag reihte sich an Tag, Jahr an Jahr.

Der Hofrat war grau und gebrechlich geworden und genoß des wohlverdienten Ruhestandes. Die Hofrätin verfiel immer mehr, sie kränkelte unausgesetzt. Mit dem Herzen wollte es nicht recht stimmen. Der alte Hausarzt sprach sich nie aus, empfahl jedoch dringend Ruhe und Schonung. Jede Aufregung könne die nachteiligsten Folgen haben.

So wurde Marianne von der Pflege der Eltern immer mehr in Anspruch genommen, sie wußte kaum, daß es für ein junges Geschöpf noch etwas anderes geben könne, als mit nie erlahmender Geduld die tausend Wünsche und Beschwerden zweier alten, kränklichen Menschen zu erfüllen, die gedankenlos das Opfer des jungen Geschöpfes annahmen.

Von Morgens bis in die Nacht hinein hielten die zwei wunderlichen Menschen Marianne in Atem. Seitdem sie nicht mehr lernte, gönnten sie ihr auch nicht eine Stunde im Tage, die ihr selbst gehörte. Sie hatte, um die Mutter zu schonen, die Verwaltung des kleinen Hauswesens übernommen. So verliefen die Vormittage in atemloser Hast, denn wehe ihr, wenn sie einmal eine Viertelstunde länger mit dem Aufräumen zubrachte, oder gar die Suppe nicht zur Zeit auf dem Tische stand! Was konnte die Mutter da schelten! Und sie sollte sich doch nicht ärgern!

Nach Tisch, wenn die Alten schliefen, wartete immer eine Menge Flickwäsche auf Mariannes fleißige Finger, denn Frau Hallig war nicht zu bewegen, Neues anzuschaffen, und die alten Sachen waren rissig und brüchig geworden. Trotz allen Eifers kam Marianne kaum nach.

Bei schönem Wetter ging sie Nachmittags mit den Eltern eine Stunde spazieren; dann las sie ihnen vor. War das Abendbrot vorüber, dann spielten sie fünf Partien Domino, und danach hieß es schlafen gehen.

Um neun Uhr durfte im Halligschen Hause kein Licht mehr brennen, die Hofrätin war ängstlich und konnte nicht eher schlafen. Gewöhnlich war Marianne auch so ermüdet, daß sie bald einschlief.

Manchmal aber lag sie lange wach und starrte mit heißen Augen ins Dunkel. Vom Nebenzimmer ertönte das laute Schnarchen des Vaters, sonst rührte sich nichts. Aber in Marianne wurden dann Stimmen laut und immer lauter: Was für ein sonderbares Leben lebte sie eigentlich — sie, das junge, siebzehnjährige Mädchen! Würde das so bleiben, daß ein Tag verging wie der andere; würde die Zeit immer so hinkriechen, als hätte sie bleierne Flügel? Wie endlos ihr das Leben erschien, das ermüdend dahinfloß, wie endlos das, was hinter ihr lag! Und am Ende auch vor ihr. Denn was sollte sich ändern? Sie wird eben mit Vater und Mutter älter und älter werden — ganz alt!

Ein Zittern lief durch Mariannes Glieder, ein Gefühl der Angst preßte ihr die Brust zusammen, eine angstvolle Abwehr stieg in ihr auf.

Dann lachte sie sich aber selbst aus. Was sollte die Angst? Sie hatte wohl Alpdrücken!

Am nächsten Tage dachte sie überhaupt nicht mehr an die Phantasien, von denen sie in schlaflosen Nächten bedrängt wurde. Sie hatte auch keine Zeit dazu.

Ihre natürliche Munterkeit, schon seit der Kindheit unterdrückt und eingedämmt, war schließlich ganz verkümmert. Sie hatte mit fünfzehn Jahren die Manieren und Bewegungen der Mutter, mit achtzehn die Ansichten derselben.

Und die Hofrätin war recht schrullig geworden. Mariannes Zukunft beängstigte sie, mehr noch deren Jugend. Sie fürchtete, daß Versuchungen an das Mädchen herantreten könnten, vor denen sie dasselbe

nicht zu schützen vermochte. So erfüllte sie Marianne mit Furcht vor dem großen Gefühl, das zwei Menschen zueinander treibt, richtete einen Schutzwall von Angst und Abscheu in ihr auf. Ein Mädchen sei unausgesetzt von Gefahren umgeben, gegen die es sich schützen müsse; keiner der jungen Männer, die sich an ein Mädchen herandrängen, meine es ehrlich, sagte die Mutter, keinem dürfe sie trauen.

Die unklaren Mahnungen der Mutter beängstigten Marianne, sie verstand ihren Sinn nicht recht. Ein müdes Lächeln überflog ihr schmales Gesicht, so oft die Mutter dieses Thema anschlug.

Was wollte die Mutter nur? Würde sie wohl je in die Lage kommen, sich gegen einen Mann wehren zu müssen, sie, die wie Dornröschen hinter einem Heckenbau schlief? Die ihr unverständlichen Reden der Mutter, dieses stete Voraussetzen: „Du weißt ja wohl, was ich meine!“ wurden Marianne immer peinlicher, und sie trachtete, solchen Gesprächen auszuweichen. Ängstlich hütete sie die geheimsten Regungen ihrer Seele und unterdrückte jedes Wort, das aus der Tiefe des Mädchenherzens heraufdrang. Eine ganz falsche Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib hatte sich in ihr festgesetzt. Ohne eine rechte Vorstellung davon zu haben, erschien ihr dasselbe als etwas Unerlaubtes, Verächtliches.

— — — — — — — — — — — —

Marianne war zwanzig Jahre alt, als die Mutter plötzlich starb. Ein Herzschlag. Marianne fand sie Morgens tot im Bette. So still Frau Albine gelebt hatte, so lautlos verlosch das schwache Lämpchen ihrer Lebenskraft.

Eigentlich änderte sich nicht viel in dem Leben der beiden Zurückgebliebenen. Marianne übernahm jetzt

alle Sorge für den Vater, für das Haus. Sie betraute den alten Herrn, kochte für ihn, ging mit ihm spazieren, las ihm vor. So ersparte sie dem anspruchslosen Manne das Gefühl der Vereinsamung; er sollte keine Veränderung spüren. Erst jetzt wurde der Vater auf seine Tochter aufmerksam. Allmählich taute er ein wenig auf; er begann sogar Nachmittags ins Kaffeehaus zu gehen, und brachte dann durch die kleinen Neuigkeiten, mit denen er das gemeinsame Abendessen würzte, einen Hauch der Außenwelt in das stille Heim.

Nun hatte Marianne viel freie Zeit. Aber eigentlich wußte sie nicht, was sie mit derselben beginnen sollte. Freunde oder wenigstens Bekannte, denen sie sich hätte anschließen können, besaß sie nicht, solche zu finden war sie viel zu schwerfällig und zu schüchtern.

Stieg manchmal der Wunsch nach ein wenig Geselligkeit in ihr auf, so unterdrückte sie ihn gewaltsam. Was sollte sie mit fremden Menschen? Es geschah sogar, daß sie in ihrer Weltfremdheit vor dem bloßen Gedanken erschrak. Sie war viel zu lange allein gewesen! Wie ein Vogel, der, im Käfig geboren, auch dann die Schwingen nicht regt, wenn sich ihm die Tür öffnet, so war Marianne unfähig, ihr Leben in neue Bahnen zu lenken. Sie blieb einsam, scheu, abgeschieden.

Während des dem Tode der Mutter folgenden Winters begann der Hofrat zu kränkeln. Der Arzt empfahl dringend eine Kur in Karlsbad.

Das schlug wie eine Bombe in die ruhige Gleichförmigkeit des hofrätlichen Hauses.

Verreisen! Allen liebgewordenen Gewohnheiten entsagen, mit fremden Menschen verkehren müssen! — Beide, Marianne und der Vater, wurden von Angst gepackt, sie schlichen verstört und unglücklich im Hause herum, und wenn sie einander anblickten,

so war es mit der stummen Frage: „Wie soll das werden?“

Der alte Medizinalrat, der Marianne kannte, seit sie auf der Welt war, streichelte ihr gutmütig über die blassen Wangen: „Dummes Mädel! Sei doch froh, daß du mal 'rauskommst aus eurer langweiligen Bude!“

„Aber Onkel Medizinalrat, was soll ich bloß mit Papa unter den fremden Menschen! Die lange Eisenbahnfahrt, der Aufenthalt in den Hotels — mir wird ganz ängstlich, wenn ich daran denke! Du weißt doch, wie unbeholfen ich bin, Onkel!“

„Freilich weiß ich's, kleines Haushuhn! Aber das macht nichts! Höchste Zeit, daß du einmal aufgestöbert wirst! Fahrkarten lösen und euch in den Wagen setzen — das werdet ihr wohl zusammenbringen! Einmal in Karlsbad angelangt, laßt ihr euch in irgend ein Hotel fahren — die Kutscher wissen das besser als ihr. Dann sperrt euch der Kellner ein Zimmer auf — fertig! Am anderen Tag laßt ihr euch zu meinem Kollegen führen, an den ich euch ein paar Zeilen mitgebe — was ist daran Schweres?“

Voll Aufregung, unbeholfen und mit einer vorsündflutlichen, lächerlichen Umständlichkeit traf Marianne die Reisevorbereitungen. Sie wollte erst sämtlichen Hausrat in Kisten packen, weil doch in vier Wochen alles verstauben würde, und ließ sich nur mit Mühe bewegen, alles an Ort und Stelle zu lassen. Acht Tage vor der Abreise begann sie schon einzupacken. Der Hofrat ging unaufhörlich mit Notizbuch und Bleistift in der Hand herum, um alles zu notieren, was nicht vergessen werden durfte.

So kam endlich der Tag der Abreise heran, nach einer Fülle von Aufregungen. Nachdem sich Marianne an den Gedanken der bevorstehenden Veränderung end-

lich gewöhnt hatte, begann sich sogar eine leise Freude, ein erwartungsvolles Gefühl, das fast wie Neugierde war, einzustellen.

Der Medizinalrat brachte die aufgeregten zwei Leutchen zur Bahn und suchte ihnen einen Platz. Es war ein Glück, daß in das Abteil außer Marianne und dem Vater nur ein einziger Herr kam, der sich sofort in einen Fensterwinkel zurückzog und halb ärgerlich, halb amüsiert zusah, wie der Gepäckträger immer noch eine Schachtel und noch einen Korb hereinschob.

Woher mußten die beiden kommen und wohin vor allem fahren mit dem vorsündflutlichen Gepäck!

Hofrat Hallig war erschöpft in seine Ecke gesunken, Marianne aber stand noch immer und quälte sich nutzlos ab, das Handgepäck in dem Netz unterzubringen; die freien Sitzplätze waren schon vollgepfropft mit Hutschachteln und Körben. Sie konnte damit nicht zu Ende kommen; ihre Arme sanken stets in halber Höhe kraftlos herab. Sie war schon blutrot und atmete schwer vor Anstrengung.

„Darf ich Ihnen helfen, mein Fräulein?"

Ehe Marianne in ihrer grenzenlosen Bestürzung und Verlegenheit ein Wort der Entgegnung finden konnte, hatte der Herr am Fenster die Koffer gefaßt und mühelos in das Netz gehoben.

Über und über errötend stammelte Marianne nach einem scheuen Blick zum Vater hinüber ein leises Wort des Dankes. Vater saß mit geschlossenen Augen und hatte augenscheinlich nichts bemerkt. Sie flüchtete rasch auf ihren Platz und hielt den Kopf steif aufgerichtet, um dem lachenden Blick des Fremden, der eben noch ihr Gesicht gestreift, ja nicht mehr zu begegnen.

Sie verstand das Gemisch von Staunen, Spott und

ehrlicher Bewunderung, das in dem Blicke der hellen Augen lag, nicht zu deuten.

Der Fremde ließ die Augen nicht von Mariannes Gesicht. War das ein niedliches Mädel! Das feingeschnittene Gesichtchen mit dem matten Elfenbeinteint, der rosig angehaucht schien, das volle braune Haar mit dem Metallschimmer — einfach reizend!

Nach einer Weile flog der Blick des Fremden hinüber in die andere Ecke. Holla, der Alte schlief! Wahrhaftig — er „sägte" sogar! Da konnte man's ja schließlich wagen.

Er rückte ein wenig näher. „Fahren Sie weit, Fräulein?"

Marianne fuhr verstört aus ihrer Versunkenheit auf. Das eintönige Rollen und Rütteln des Wagens hätte sie beinahe auch eingeschläfert, wie den Vater. Ohne zu überlegen, ganz überrumpelt von seiner Anrede, sagte sie hastig: „Sehr weit — nach Karlsbad."

Er lachte leise auf. „So unbändig weit ist das nicht, Fräulein! Übrigens fahre ich auch dahin."

Zum ersten Male sah Marianne jetzt voll in sein hübsches Gesicht mit den lustigen, dunklen Augen, dem lachenden, schöngeformten Mund, dessen volle rote Lippen gesunde weiße Zähne durchschimmern ließen, und dem kurzgehaltenen blonden Vollbart.

Die Musterung mußte zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen sein, denn mit einem leisen Lächeln, das wie Sonnenschein über ihr scheues, ernstes Gesicht huschte, sagte Marianne zögernd: „Ich habe solche Angst!"

„Angst? — Wovor denn?" fragte der junge Mann erstaunt.

„Eben — vor Karlsbad!"

„Kennen Sie's denn schon?"

„Nein, gar nicht!"

„Sie Glückliche! Dann sind Sie ja zu beneiden, daß Sie das wundervolle Stückchen Erde erst kennen lernen. Karlsbad ist einzig, sowohl was seine landschaftliche Lage betrifft, als auch als Weltkurort. Aus aller Herren Ländern kommen da Menschen zusammen! Und wie viele!"

„Davor fürchte ich mich eben."

Er sah in ihr verlegenes Gesicht und lachte. „Vor den vielen Menschen haben Sie Angst? Ach, die tun Ihnen nichts! In Karlsbad hat jeder so viel mit sich selbst zu schaffen! Wahrhaftig, ich könnte Sie beneiden um den Genuß, etwas Ihnen jedenfalls Neues, wie das Kurleben, dort kennen zu lernen!"

„Den Genuß bereitet mir alles, sogar das Fahren auf der Eisenbahn," sagte Marianne mit einem leisen Lachen. Eigentlich fand sie's wunderhübsch! Sie hätte nie gedacht, daß man ohne besonderen Grund so innerlich fröhlich sein könne.

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie heute zum ersten Male auf der Eisenbahn fahren, Fräulein?"

Marianne nickte. „Gewiß, heute zum ersten Male."

„Das ist ja gar nicht möglich!"

„Doch!"

Der junge Mann sah mit ehrlichem Interesse in das ihm jetzt zutraulich zugekehrte Gesicht des Mädchens. Daß es ein so weltfremdes Geschöpfchen geben könnte, dem die Eisenbahn etwas Neues, davon ließ sich doch ein Großstadtmensch wie er nicht einmal träumen!

„Sind Sie denn niemals herausgekommen aus Ihrem Nest — woher sind Sie denn eigentlich, mein Fräulein?"

Marianne nannte den Namen ihrer Geburtsstadt.

Der junge Mann machte eine entsetzte Handbewegung. „Und dort leben Sie?"

„Seit zwanzig Jahren. Ich kenne nichts anderes. Dies ist meine erste Reise."

„Und das hielten Sie aus?"

„Sie sehen's doch," entgegnete Marianne lustig.

„Aber dort gähnen ja die Häuser in den Straßen vor Öde. Ich war mal amtlich zwei Monate in dem Nest, ich dachte, ich müsse umkommen!"

„Wenn man nichts anderes kennt, ist's ganz hübsch!" sagte Marianne ruhig. „Manchmal erschien es mir ja auch recht eintönig, unser Leben. Aber wenn man weiß, es ist eben nicht anders, findet man sich damit ab!"

Einen Augenblick stahl sich wieder der traurig resignierte Zug um den eben noch lachenden Mädchenmund.

„Aber Sie sind doch jung, Fräulein! Haben Sie denn nie den Wunsch gehabt, herauszukommen aus dem langweiligen Einerlei, Neues zu sehen, das Leben kennen zu lernen? — Danach müssen Sie sich doch gesehnt haben, Sie verwunschenes Dornröschen!"

Marianne schüttelte den Kopf. „Wenn man in der kleinen Stadt lebt, wie ich, dann weiß man nicht einmal, daß man jung ist! Tag reiht sich an Tag, auf einmal sind's Jahre geworden — man hat's nicht einmal recht gemerkt! Und Sehnsucht nach dem Neuen, nach dem Leben —" sie stockte und sah ihr Gegenüber einen Augenblick hilflos an, dann senkte sie den Kopf. „Das Neue schreckt mich gewöhnlich, und eigentlich weiß ich nicht einmal so recht, was ‚Leben' heißt! Ich glaube — ich habe nur Angst davor!" sagte sie dann rasch, und ein weiches, kindliches Lächeln flog über ihr ernstgewordenes Gesicht.

So ein armes kleines Ding! Den jungen Mann beschlich ein sonderbares Gefühl, fast wie Mitleid war es! Wer ihm, dem skeptischen Doktor Richard Körner,

gesagt hätte, daß ihn ein so naives Gänschen vom Lande beinahe innerlich aufwühlen würde, ganz sonderbar weiche Gefühle in ihm wachrufen! Ausgelacht hätte er den! Und doch war es der Fall. Die Kleine hatte etwas so rührend Kindliches, Hilfloses! Man hätte sie wirklich wie ein Kind in die Arme nehmen mögen, um sie so zu schützen vor — vor — —

Körner warf den Kopf zurück. Er war ein Narr! Was fiel ihm denn ein!

Aber unwillkürlich wurde sein Ton wärmer, als er sich Marianne wieder zuwandte. Teilnahmsvoll fragte er immer aufs neue, und Marianne gab unbefangen Antwort.

Der Hofrat schlief fest in seiner Ecke. Der Zug raste dahin. Das gleichmäßige Rollen der Räder lullte Marianne leise ein. Sie geriet in einen sonderbaren Dämmerzustand.

Die Heimat, das alte Leben, das sie bis gestern geführt, all das erschien ihr plötzlich so entrückt, wie hinter einem leichten Nebelschleier versunken. Sie saß und sah in das hübsche, gebräunte Gesicht des Mannes, den sie vor wenigen Stunden noch nicht gekannt hatte, und mit dem sie trotzdem plauderte wie mit einem alten Bekannten.

Wie seltsam das war! So, als könnte es nicht anders sein.

Aber hübsch war's. Vielleicht ist alles Neue hübsch! Denn neu ist ja auch, daß sie so unbefangen mit einem Fremden spricht! Mit einem jungen Manne!

Auch das erste Mal in ihrem Leben!

Und sie war zwanzig Jahre alt! — Dornröschen! — So hatte er sie ja genannt! Sie mußte wirklich bisher geschlafen haben. Aber eigentlich war sie froh, daß sie nun ein wenig aufgewacht war. Immer schlafen, ist

doch langweilig! Marianne schien es, als ob sie in ihrem ganzen vorherigen Leben noch nicht so viel auf einmal gesprochen hätte, als in der letzten halben Stunde mit dem unbekannten Fremden.

Was für helle, lustige Augen er hatte! Und wie er sie ansah! Gewiß fand er sie häßlich! — Schade.

Merkwürdig! Bisher war es ihr doch eigentlich stets so gleichgültig gewesen, wie sie aussah!

Aber — nun schlief sie eben nicht mehr!

Der Vater würde schauen, wenn er aufwachte und sah, daß sie so rasch eine Bekanntschaft gemacht! Ob er das am Ende ungehörig fand, daß sie mit einem wildfremden Menschen sprach! Ob sich das vielleicht nicht schickte? Indessen, sie hatte doch gar nicht anders können, und er war so nett gegen sie gewesen! —

Doktor Körner sah auf seine Uhr und griff nach seiner eleganten englischen Reisemütze. „In zehn Minuten haben wir die erste größere Station," wandte er sich an Marianne. „Es wird gerade Mittagszeit sein. Kommen Sie mit hinüber in den Speisewagen, Fräulein?"

„Speisewagen — was ist denn das?"

Doktor Körner lachte. „Richtig, Dornröschen versteht das wieder einmal nicht! Also ein Wagen, in dem zum Speisen serviert wird wie in einem Restaurant!"

„Ja, wo kocht man denn?"

„Hier im Zuge, mein Fräulein! Neben dem Speisewagen geht der Küchenwagen mit. Das Essen ist sogar vorzüglich. Also wecken Sie Ihren Herrn Vater und kommen Sie hinüber, sonst finden wir keinen Platz mehr."

Er stand auf und hing seinen Überrock um.

Sie faßte den Vater leicht am Arme; aber der

Hofrat machte nur eine unwirsch abwehrende Bewegung und schlief weiter.

Hilflos sah Marianne Körner an. „Wie soll ich ihn nur aufwecken?“

„Gar nicht, Fräulein! Lassen Sie den alten Herrn ruhig schlafen; er ginge wohl ohnedies nicht hinüber! Kommen Sie nur mit, schauen Sie sich den Zauber mal an. Wir bestellen ein Gericht, das man uns herüberbringt, und wecken den Papa, wenn das Essen kommt. Dann verzeiht er uns auch die Störung leichter.“

„Aber — wir haben ja Essen mit,“ meinte Marianne zögernd.

„Tut nichts — lassen Sie's für später. Mittag ißt man ordentlich. Kaltes Zeug taugt nicht für den Magen. Also — vorwärts!“ Er berührte leicht Mariannes Arm und schob sie ein wenig beiseite, um die Tür zu öffnen.

Bei seiner Berührung schrak Marianne zusammen und wich ein paar Schritte zurück. „Aber, bitte, mein Herr — ich weiß nicht — ich soll mit Ihnen — ich kenne Sie doch gar nicht!“ Marianne stotterte hilflos in tödlichster Verlegenheit. Ganz plötzlich war ihre alte Schüchternheit in verstärktem Maße da.

Doktor Körner sah amüsiert in ihr wie mit Blut übergossenes Gesicht. Militärisch die Hacken zusammenschlagend, sagte er lustig mit einer tiefen Verbeugung: „Sie kennen mich nicht — stimmt. Werden wir gleich haben! Also gestatten gnädigstes Fräulein, daß ich meine Unterlassungssünde gut mache, und mich Ihnen ergebenst vorstelle. Doktor Richard Körner, Amtsrichter aus Breslau, derzeit auf Urlaub. Reist nach Karlsbad, um seine etwas nervöse Leber zu begießen. Reserveleutnant, anständiger Mensch und im all-

gemeinen laut Zeugnis seiner Freunde ein ganz netter Kerl. — Genügt Ihnen das, Fräulein Dornröschen?"

Er stand stramm salutierend da und schnarrte all das in einem scherzhaften Ton herunter.

Bei seinem letzten Worte hielt der Zug plötzlich still. Die Erschütterung des Ruckes bewirkte, daß Körner taumelte und mit der vor ihm stehenden Marianne zusammenstieß, die er nur dadurch vor dem Hinfallen bewahrte, daß er sie in seinen Armen auffing.

„Aber Marianne!"

Mit weitaufgerissenen, entsetzten Augen starrte der eben erwachte Hofrat das überraschende Bild an, das er für eine Traumhalluzination hielt. Seine Marianne in den Armen eines fremden Mannes!

Doktor Körner setzte das vor Verlegenheit und Verwirrung vollkommen sprachlose Mädchen fein säuberlich neben den Vater, der abwehrend die Arme ausstreckte. „Ich bitte tausendmal um Vergebung!" Ein klein wenig verlegen vor dem fassungslosen Schrecken des alten Mannes fühlte sich Körner doch. „Diese Wagen stoßen so schauderhaft. Fräulein Tochter wäre beinahe gefallen. Wir sind schon ein wenig bekannt geworden, das gnädige Fräulein und ich, wie es sich für Reisegefährten, die das gleiche Fahrziel haben, geziemt. Ich fahre nämlich auch nach Karlsbad, und es wird mir ein besonderes Vergnügen sein, mich den Herrschaften zur Verfügung zu stellen."

Der arme Hofrat! Er hatte so gut geschlafen, so friedlich von dem lieben alten Stammtisch daheim geträumt, und nun überfiel ihn da ein wildfremder Mensch mit so einem Wortschwall! — Und die Marianne, seine Marianne, die sonst kaum den Mund auftat, kannte den Fremden schon! Wenn sie nur nicht

von Hause fort wären! Er fühlte sich namenlos hilflos und unglücklich, der alte Herr.

Schließlich klammerte er sich an das eine: der junge Mann hatte gesagt, daß Karlsbad auch sein Reiseziel sei. Vielleicht schickte ihnen ein gütiger Zufall mit Absicht den Reisegenossen, damit sie nicht so ganz verlassen und fremd in Karlsbad ankämen. Als sich also Doktor Körner auch ihm in aller Form vorstellte, beruhigte sich der Hofrat bald, und nach einer weiteren halben Stunde dankte er dem Zufall, der ihnen diesen netten Menschen in den Weg geführt.

Ganz geborgen fühlte er sich jetzt, der alte Herr. Der Doktor übernahm alle Funktionen eines umsichtigen Reisemarschalls. Wie er vorausgesehen hatte, war der alte Herr nicht dazu zu bewegen, seinen Platz zu verlassen. Er ließ also nunmehr ein komplettes Mittagessen ins Abteil kommen, nachdem er auch den alten Herrn bald davon überzeugte, daß gerade unterwegs ein warmes Mittagessen notwendig sei.

Der Hofrat konnte sich nicht genug über die Reichhaltigkeit und die Güte des Essens wundern: es schmeckte ihm ausgezeichnet, und als er auf Veranlassung Körners noch eine Flasche Wein mit ihm leerte auf ihre zwar neue, aber hoffentlich dauernde Bekanntschaft, da wurde der alte Herr durch den um diese Zeit ganz ungewohnten Alkoholgenuß sehr aufgeräumt und gesprächig.

Die Stunden flogen nur so dahin. Marianne sprach zwar nicht mehr viel, seit der Vater erwacht war, aber sie saß mit glänzenden Augen da und hörte zu wie ein Kind, dem man Märchen erzählt.

Und wie ein Märchen klang ihr auch all das, was der Doktor in seiner munteren Art von seinem abwechslungsreichen Leben berichtete, von den Zer-

streuungen der Großstadt. Ihre Augen weiteten sich, wenn er über merkwürdige Fälle aus seiner Gerichtspraxis berichtete, die den Vater mächtig interessierten.

„Karlsbad!“ riefen die Schaffner.

Lieber Himmel, nun hatten sie noch nicht einmal das Gepäck zusammengesucht!

„Weil Sie aber auch so viel plaudern, Herr Doktor!“ sagte der Hofrat vorwurfsvoll, während Marianne mit vor Aufregung zitternden Händen Körbe und Schachteln von einem Platz auf den anderen stellte.

Doktor Körner lachte. „Nur Ruhe, mein Fräulein, nur keine Aufregung, wir kommen schon zurecht und versäumen nichts. Lassen Sie alles liegen und halten Sie sich an mich, daß wir uns in dem Gewühle nicht verlieren!“

Er rief einen Gepäckträger, bot dann Marianne den Arm, half dem Hofrat absteigen, und führte die beiden ganz verwirrten und betäubten Menschen hinüber zu einem Fiaker, den der Gepäckträger schon herangewinkt hatte.

Nicht nur Marianne drängte sich schutzsuchend an Körner, auch der alte Herr faßte in dem Lärm und Getöse, das auf dem Bahnsteig herrschte, angstvoll seinen Arm.

Beinahe mitleidig sah Körner in Mariannes verängstigtes Gesicht. So eine scheue kleine Fledermaus! Was hätten die beiden Leutchen nur ohne ihn angefangen!

Er atmete selber erleichtert auf, als endlich alles Gepäck untergebracht war, sie einstiegen, und der Wagen sich in Bewegung setzte.

„Lieber Doktor — das ist ja entsetzlich!“ stöhnte der Hofrat, als sie aus der Bahnhofstraße in eine stillere Seitengasse einbogen. „Wie kann man nur

diesen Höllenlärm aushalten, ohne total närrisch zu werden!"

Körner lachte. „Daran gewöhnt man sich bald, Herr Hofrat, und dann hört man's gar nicht mehr. — Jetzt haben Sie bald das Ärgste überstanden, Fräulein," wandte er sich an Marianne und drückte tröstend ihre Hand.

Es durchzuckte ihn ein freudiges Gefühl, als die kleinen weichen Finger sich so vertrauend in die seinen schmiegten, seinen Druck leise erwiderten.

Dabei traf ihn ein dankbarer Blick aus den großen dunklen Mädchenaugen.

„Sie sind so gut!" sagte sie leise, „was hätten wir nur ohne Sie angefangen!"

„Ach, Unsinn!" protestierte Körner. „Sie hätten sich auch allein durchgeholfen!"

„Aber wie!"

„Vielleicht ein bißchen weniger rasch — zugegeben! Daß ich mich Ihnen zur Verfügung stellte, verstand sich doch von selbst, darüber ist gar nicht zu reden! Glauben Sie, daß es mir nicht auch Spaß macht?"

„Zwei so unbeholfene Menschen in den Hafen zu lotsen?" lachte der Hofrat wieder ganz vergnügt. „Es muß ein erhebendes Gefühl sein, so etwas."

„Zumindest mir neu, Herr Hofrat — und das allein ist schon viel für uns blasierte Kulturmenschen, die leugnen, daß es etwas Neues überhaupt noch unter der Sonne gibt."

„Oho — Sie rechnen sich doch nicht am Ende auch zu dieser Spezies, Herr Doktor?"

„Ihnen darf ich wohl die Wahrheit sagen: nein, Gott sei Dank, ich bin noch nicht so weit! Aber im allgemeinen gehört es jetzt schon förmlich zum guten Ton, zu tun, als wäre man so weit!"

„Spielen Sie denn auch Komödie, Herr Doktor?“ Aus der weichen Mädchenstimme klang ehrliches Erstaunen.

„Das machen wir Kulturmenschen mehr oder weniger alle, liebes Fräulein, das bringt unser Leben so mit sich!“

„Schön finde ich das nicht.“

„Stimmt! Aber nur Dornröschen nehmen alles so schwer. Wenn man wachend durchs Leben geht, lernt man bald, daß man damit nicht immer durchkommt.“

„Dann ist's besser, zu schlafen.“

„Nein, Dornröschen, zu wachen ist besser. Aber man darf auch nicht zu viel vom Leben und von den Menschen verlangen.“

Ehe Marianne antworten konnte, sagte der Hofrat kläglich: „Kinder, ihr sprecht fabelhaft klug, aber ich muß gestehen, daß ich schauderhaften Hunger habe. Wohin führen Sie uns denn, lieber Doktor?“

„In mein altes Hotel, Herr Hofrat, in dem ich immer absteige. Wir sind gleich da. Es ist nicht allerersten Ranges, aber man ist gut und nicht allzu teuer aufgehoben. Außerdem dürften Sie hier noch Zimmer bekommen, während das sonst ohne vorherige Bestellung kaum zu erreichen ist.“

Körner hatte sich nicht getäuscht. Dank seiner Fürsprache erhielten seine Schützlinge zwei kleine, nette Zimmer, und als sie sich nach einer halben Stunde in dem eleganten Speisesaal des Hotels bei einem vortrefflichen Abendessen, das Körner auf eigene Faust bestellt hatte, trafen, dankte ihm der Hofrat noch einmal mit aufrichtiger Wärme für seine Umsicht und Liebenswürdigkeit.

So lustig und angeregt, wie während des gemeinsamen Abendessens, hatte Marianne den Vater nie-

mals vorher gesehen. Er erzählte Anekdoten und alte Geschichten aus seiner Jugendzeit, lachte viel und sprach dem Weine fleißig zu.

Trotz der Reisemüdigkeit, die Marianne allmählich doch die Lider niederdrückte, trennte man sich spät. Doktor Körner begleitete Vater und Tochter hinauf bis vor ihr Zimmer.

Der alte Herr schüttelte ihm ganz gerührt die Hand. „Daß der erste Abend in der Fremde so schön und gemütlich sein würde, hätte ich mir niemals träumen lassen. Ich weiß gar nicht, wie wir Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit danken sollen, Herr Doktor."

„Indem Sie nicht mehr davon sprechen, Herr Hofrat, und mich für die Zeit Ihres hiesigen Aufenthaltes als Reisemarschall, Fremdenführer und Vergnügungsrat engagieren. — Abgemacht, Herr Hofrat?"

„Abgemacht!" Der alte Herr schlug herzlich in die dargebotene Rechte.

„Na, und Fräulein Dornröschen — ist es mit unserem Pakt einverstanden?" wandte sich Körner an Marianne und suchte mit bittendem Blick ihre Augen.

„Ich bin immer mit dem zufrieden, was Papa tut."

„Nur das? Freut Sie's denn gar nicht, daß wir nun ein paar Wochen hindurch miteinander leben sollen, ich Ihnen viel Neues und Schönes zeigen darf? Ich freue mich kindisch — gerade darauf."

„Auch ich freue mich."

Körner sah Marianne einen Augenblick an. Dann neigte er sich rasch über ihre Hand und preßte seine Lippen darauf. „Dornröschen! Sie sollen schon aufwachen! — Gute Nacht!"

„Marianne!" rief der alte Herr, der indessen schon voraus ins Zimmer gegangen war. Mit einem leisen „Gute Nacht!" huschte Marianne davon.

Während sie alles, was der Vater für die Nacht benötigte, aus dem Gepäck herauskramte, plauderte der Hofrat unausgesetzt. Von Doktor Körner war er begeistert. Ein patenter Kerl! Es gab keine höhere Anerkennung bei dem alten Herrn.

„Du, übrigens, Marianne, warum nennt er dich immer ‚Dornröschen'?" wendete er sich plötzlich an diese, die vor einem der Koffer kniete und eben den Stiefelzieher — ohne den ging es nun einmal nicht — hervorholte.

Sie steckte den Kopf tief in den Koffer hinein und erwiderte hastig: „Er meint, ich hätte bis jetzt geschlafen, weil ich doch nie herausgekommen bin aus unserem Nest, weil ich nichts kenne und nichts weiß."

„Ein kecker Gesell! Aber recht hat er!" sagte der alte Herr nachdenklich. „Na, dann bin ich freilich auch so 'ne Art Dornröschen, denn viel mehr als du kenne ich wahrhaftig selber nicht vom Leben. Zu dumm, daß man so jahrelang auf einem Fleck sitzen und versauern kann! Schade! Wenn's einem zum Bewußtsein kommt, ist's oft zu spät."

Nachdenklich begann er sich auszukleiden, der Herr Hofrat. Und als ihm Marianne, wie gewöhnlich, dabei half, streichelte er ihr zärtlich das Gesicht.

„Ganz recht hat er, der Doktor. Und ich bin froh, daß wir ein wenig heraus mußten aus unserem Bau, sonst hätte ich wahrhaftig ganz vergessen, daß so ein junges Ding wie du doch auch was vom Leben erwartet, ein Recht darauf hat."

„Ich erwarte gar nichts, Vater," sagte Marianne leise.

„Kleines Hausküken! Kennst ja das Leben noch nicht. Wer weiß, was es dir bringt. Ich werde schon daran denken, daß du mir nicht wieder einschläfst, Kleines."

Er küßte sie zärtlich, und bald verkündeten seine tiefen Atemzüge, daß er eingeschlafen war.

Trotz aller Müdigkeit gelang es Marianne nicht, Ruhe zu finden. Ein so sonderbares Zittern und Zerren war in ihr.

Konnte das sein, daß sie, die stille Marianne, mit heißen Augen und brennenden Wangen in dem hübschen Hotelzimmer lag, noch ganz unter dem Eindruck des lustigen, gemütlichen Abends, den sie verbracht?

Hatte sie nicht am Ende alles geträumt?

Hastig sprang Marianne auf, schloß leise die Tür zu Vaters Zimmer und drehte dann die elektrischen Lampen auf — alle. Die kleine vom Nachtkästchen und den großen Mittelkronleuchter.

Nein, sie träumte nicht!

Mit glänzenden Augen sah sie sich um. War das Zimmerchen hübsch! Diese reizenden hellen Möbel — ordentlich leicht wurde einem ums Herz, wenn man nicht immer diese schweren, steifen, dunklen Riesenstücke von daheim vor Augen hatte.

Spielend drehte Marianne die Lampen auf und zu, wie ein Kind, dem ein Spielzeug neu ist.

Wie das aufflammte! So hell, so strahlend erschien Marianne alles.

Sie kauerte sich auf ihr Bett, sie wollte noch nicht schlafen. Bewußt wollte sie es auskosten, dieses herrliche, neue Gefühl, daß morgen eine neue Welt für sie aufging, nicht das ewige Einerlei wieder begann.

Und vier Wochen würde das so bleiben! Vier Wochen nichts wissen von der eintönigen Langeweile daheim, nicht kochen, nicht wirtschaften müssen! Vier Wochen leben wie andere Mädchen ihres Alters. War das schön!

Eigentlich ist's schade, daß der erste Tag schon

vorbei ist. Aber sie hat ja noch neunundzwanzig vor sich.

Was hatte sie nicht heute alles erlebt! Wenn jeder Tag so viel Neues bringen würde! — Ja, wachen ist schöner als schlafen! Und sie sollte ja jetzt wachen, hatte der Doktor gesagt.

Der Doktor! — — — Mit verträumten Augen starrte Marianne auf die helle, geblümte Tapete des Zimmers. In all dem krausen Gewirr sah sie immer wieder deutlich zwei lachende braune Augen. —

Rasch legte sie sich nieder und drehte das Licht ab. Fest zog sie die Decke über die Augen.

Schon halb im Schlafe glitt ihre Linke wieder über die Rechte, auf der sie noch immer den Druck von ein Paar warmen Lippen zu spüren vermeinte. Hastig drehte sie die Lampe nochmals auf und sah die hübsch geformte, aber abgearbeitete Hand an. Die hatte heute zum ersten Male ein Mann geküßt!

Sie warf beinahe die kleine Lampe auf dem Nachtkästchen um, so eilig verlöschte sie jetzt das Licht und wühlte sich tief in die Kissen.

3.

Von sechs Uhr Morgens an waren die drei Menschen, die der Zufall zusammengeführt, unzertrennlich. Doktor Körner hatte erklärt, daß ein Glas Mühlbrunnen täglich auch Marianne nicht schaden würde; Frühaufstehen und Bewegung machen gesund und frisch. Außerdem sei das Brunnenleben doch Morgens am interessantesten.

Also stand Marianne ganz gehorsam mit dem Vater auf, ging mit ihm und Körner zum Brunnen mit umgehängtem Becher, trank ihr Glas Mühlbrunnen und lief dann mit ihnen spazieren. Doktor Körner hatte es

so gesagt, und was Doktor Körner verfügte, geschah. Sie taten überhaupt alles, was der Doktor wollte, Vater und Tochter.

Er gehörte mit zu ihrem Leben; sie konnten sich's ohne ihn gar nicht mehr vorstellen.

In den ersten Tagen, da hatte das Treiben des großen Kurortes wie ein betäubendes Narkotikum auf die beiden stillen, weltfremden Menschen gewirkt. Sie klammerten sich in förmlicher Todesangst an Doktor Körner. Nicht einen Augenblick durfte er sie allein lassen.

Jetzt, nach acht Tagen, ging's schon besser; das lebhafte Treiben des Weltkurortes begann sogar schon anregend auf die beiden Menschen zu wirken.

„Dornröschen wird schon kokett!" bemerkte Körner lachend, als er sah, wie Marianne auf einer ihrer Morgenpromenaden die Blicke eines eben vorüberschreitenden, etwas exotisch aussehenden Herrn ganz ruhig quittierte, ohne wie sonst über und über rot zu werden.

„Ja, sie fühlt sich, die Kleine," sagte der Hofrat vergnügt, während sein Blick zärtlich Mariannes hübsches Gesicht streifte. „Sie machen mir das Mädel noch ganz eitel, und Ihre Ratschläge kosten eine Menge Geld, liebster Doktor. Und ich alter Kerl lasse mich 'rumkriegen. Zu dumm! Na — wie gefällt Ihnen nun die Marianne? Geschmackvoll das Kleid — was?" Der alte Herr stieß Körner vergnügt an.

„Das will ich meinen! Ich hab's ja mit Fräulein Marianne ausgesucht!"

Körner sah lachend Marianne an, die in einem einfachen, aber eleganten weißen Stickereikleid reizend aussah und sich vor Verlegenheit nicht zu helfen wußte.

Der Hofrat blieb stehen und sah bald Marianne,

bald Körner an. „Da hört doch alles auf! Ihr seid ja eine abgefeimte Schwindelbande, alle beide! So spielt ihr unter einer Decke, ihr Gesindel! — Na, Sie haben mir mein Mädel schön hergerichtet in den paar Tagen! Ich danke! Da sieht man's: ‚Böser Umgang —'"

„Aber Vater!" unterbrach ihn Marianne bittend.

„Ist der Umgang wirklich so bös, Herr Hofrat?" Körner schob seinen Arm unter den des alten Herrn.

„Na, na —" drohte der lustig, „provozieren Sie mich nicht, lieber Doktor! Tatsache ist, daß das Mädel nichts redete, mich nur alle Tage zu der Auslage schleppte, wo das Kleid lag — und dazu machte sie Augen! Also das hat sie auch erst hier gelernt! Ja, ja — die Weiber wickeln uns alle um den Finger. Aber von der Kleinen da hätte ich so viel Schlauheit gar nicht erwartet."

„Papachen, ich bin doch auch ein junges Mädel, und in meinen Fähnchen hätte ich hier so abgestochen gegen die anderen, daß das selbst dir aufgefallen wäre," sagte Marianne, die mit gesenktem Kopf neben dem Vater herging und mit ihrem weißen Sonnenschirm einen erbitterten Kampf gegen die Grashalme führte, die in langen grünen Büscheln den Weg einsäumten.

„Aha — hören Sie's? Sie sagt das schon genau in Ihrem Tonfall, lieber Doktor. Wenn das so weiter geht, werden Sie mir mein Mädel schön verderben."

„Das glaubst du ja selbst nicht, dazu kennst du deine Marianne zu gut — gelt?" Sie hing sich zärtlich in den Arm des Hofrats und legte den Kopf einen Augenblick an seine Schulter.

„Schmeichelkatze! ‚Wenn dich die bösen Buben locken —'"

„Dann folg' ich Ihnen nicht," vollendete Marianne

und sah mit einem lachenden Blick zu Körner hinüber.

„Glauben Sie denn, Fräulein Marianne, daß Sie so etwas zu fürchten haben? Ich bin doch ein ganz netter Kerl und kein böser Bub," gab Körner zurück, ohne den Blick von ihrem Gesicht zu wenden.

Er war an Mariannes Seite getreten, und während der Hofrat einen Stein aufgehoben hatte und daran herumklopfend stehen blieb, schritten die beiden langsam vorwärts.

„Also, Fräulein Marianne — ich möchte eine Antwort haben."

„Ein ganz netter Mensch, das sind Sie sicher, aber —" Sie stockte.

„Aber! — Warum vollenden Sie nicht, Fräulein? Gerade auf das ‚aber' bin ich gespannt."

„Eigentlich ist's keine Einschränkung, Herr Doktor, nur — im Grunde können wohl alle Großstadtmenschen für uns aus der Provinz zu ‚bösen Buben' werden."

„Im allgemeinen stimmt das, Fräulein, aber was würden Sie sagen, wenn ich, der böse Bube, Ihnen beichten wollte, daß ich bei Ihnen immer an ganz etwas anderes denken muß, als es ‚böse Buben' sonst tun?"

„Also beichten Sie!"

„Wenn Sie mich aber auslachen?"

„Das tu' ich sicher nicht."

„Ich will Ihnen glauben. Also — an einen Dichter denke ich immer."

„An einen Dichter?" Marianne sah ihn erstaunt an.

„Das trauen Sie mir wohl gar nicht zu. An Heine denke ich."

„Und warum?"

„Kennen Sie sein reizendes Gedicht: ‚Mir ist, als ob ich die Hände aufs Haupt dir legen sollt'? Ich

glaube immer, da muß ihm ein Geschöpfchen begegnet sein wie Sie."

Sie standen vor dem Hotel, der Hofrat war ihnen nachgekommen. So gab Marianne keine Antwort mehr.

Wie jeden Tag verabschiedete sich Körner, und Vater und Tochter gingen auf ihre Zimmer.

Heute blieb Körner im Hausflur stehen und sah Marianne nach, bis ihr weißes Kleid um die Treppenecke verschwand. Dann, anstatt wie sonst sein Zimmer aufzusuchen, schlenderte er langsam in den großen schattigen Hotelgarten hinunter, der um diese Zeit ganz menschenleer dalag.

Er bestellte sich, gegen seine sonstige Gewohnheit, eine Flasche Wein, steckte sich eine Zigarette an, legte sich der Länge nach auf eine der Holzbänke, und große Rauchwolken ausstoßend starrte er in das grüne Blätterdach hinauf, durch das der blaue Sommerhimmel schimmerte.

Was war das mit ihm?

Die Geschichte stimmte nicht, stimmte absolut nicht! Er suchte die Einsamkeit, dachte nach, so viel nach — und über sich selbst! Er horchte beinahe neugierig in sich hinein — das war unheimlich!

Zu blöd — aber wegleugnen ließ sich's eben nicht! Er deklamierte — Heine! Das heißt, nein, nur zitiert hatte er ihn. — Und — das sonderbarste war: er kam sich nicht einmal abgeschmackt dabei vor, sondern es war ihm gewesen, als hätte er aus der Stimmung heraus der Kleinen gerade das sagen müssen.

Wenn einer seiner Bekannten das gehört hätte! Beinahe heiß wurde ihm bei dem Gedanken.

Allerdings — die anderen! Wie konnte er das scheue, unberührte Geschöpf auch nur im entferntesten

mit den Frauen und Mädchen vergleichen, denen er bisher begegnet war! Ein so liebes, süßes Ding! Unwillkürlich steigt einem ja bei ihr der Wunsch auf: Wenn sie nur so bliebe! So unschuldig und so unberührt, so ehrlich, aufrichtig, ohne alle Berechnung! An ihr ist nichts Falsches, alles so einfach und natürlich!

Gerade auf ihn wirkte das wie etwas Erlösendes, Reinigendes nach all dem Großstadtschlamm. So ein Mädel gibt einem den Glauben an „das Weib" wieder, den Idealismus der Jugend, den man so rasch einbüßt. Glücklich der, dem ein gütiges Geschick so ein Mädel in den Weg schickt!

Er ist so ein Glücklicher. An jedem Menschen geht einmal im Leben das Glück vorüber, die wenigsten aber erkennen es und halten es fest. Ist jetzt sein Augenblick gekommen?

Doktor Körner setzte sich mit einem Ruck auf und sah sich erschrocken um. Hatte das Wort jemand ausgesprochen, oder er nur laut gedacht? Er sprang auf und lief erregt hin und her.

War er verliebt? In das schöne, unbeholfene kleine Mädel? Aber das konnte ja nicht sein, das konnte ihm doch nicht mehr passieren, ihm, dem die Frauen längst nichts mehr Neues zu sagen hatten, der sie kannte — nur zu gut!

Aber sie war wie die Verkörperung alles dessen, was man als „unerreichbares Jugendideal" in den Geheimschrank legt, wenn das Leben mit seiner Brutalität, seiner nüchternen, zersetzenden Logik es so weit bringt, daß man über derlei „Illusionen" mitleidig die Achseln zuckt.

An ein Weib glauben! Liebe! Für ihn war das ein überwundener Standpunkt gewesen. Und doch, was war denn jetzt für ein neues, sonderbares Gefühl

in ihm, wenn er in die klaren Mädchenaugen sah? Ein Gefühl, das gar nicht zu ihm paßte, gegen das er sich mißtrauisch wehrte. Ein so lachendes, jubelndes Glücksempfinden, das er nie vorher gekannt, von dem er es nie für möglich gehalten, daß er es empfinden könnte. Und nun! Nun war es in ihm und machte ihn ruhelos, nachdenklich, wühlte ihn im Innersten auf!

Warum aber wehrte er sich? Bloß weil er als moderner Großstadtmensch sich beinahe vor der Erkenntnis schämte, daß ihn, den nüchternen Verstandesmenschen doch ein so natürliches Gefühl überrumpeln konnte, ihn, der längst fertig zu sein wähnte mit der sogenannten „Liebe" und allen „Gefühlsduseleien"?

Die sogenannte Liebe! Mit der war er doch auch fertig! Was ihn für das kleine Dornröschen erfüllte, hatte ja nichts gemein mit dem, was er bisher empfunden. Das Gefühl war so ganz anders, so verschieden davon, wie sie selbst von allen den Frauen, die bisher in seinem Leben standen. Ein schönes, großes, ehrliches Gefühl war es, eines, dessen er sich selbst nicht für fähig gehalten hätte.

Und nun durchströmte ihn etwas wie Freude, daß er sich unterschätzt, daß er noch so empfinden konnte, so jung, so aus dem Innersten heraus, ohne alle Klügelei und Verstandesreflexionen, die ihm sonst stets sein Gefühl zersetzt hatten.

Ja, er hatte das Mädel lieb, ganz ehrlich lieb! Er konnte sich's heute nicht mehr vorstellen, daß ihm das herzige Kindergesicht entschwinden würde wie manches andere, das im Wechsel der Tage aufgetaucht und verschwunden war — eine vorübergehende Episode!

„Festhalten! Hineinpflanzen in dein bisher recht leeres Leben!" Der Gedanke kristallisierte sich immer

klarer aus dem Wirrwarr der Gefühle heraus, die Körner bestürmten.

Marianne — sein Weib!

Und warum nicht? Ein prinzipieller Ehegegner war er nie gewesen. Im Gegenteil sogar einer jener, die vielleicht halb unbewußt die wahre Ehe so hoch stellen, daß sie das Ziel nicht so leicht erreichen, und darum bald vom Wege abstehen. Die Ehen seiner Kreise, in die er Einblick gewonnen, hatten Körner meist abgestoßen. Diese modernen Frauen mit ihren verdrehten Ansichten, diese Mädchen, die man zur Ehe „erzieht", indem man sie auf den Männerfang dressiert, für die der Mann in so vielen Fällen nur so lange Interesse hat, bis er der Eigene geworden, die aber dann alle Rücksichten aufgeben, sich gehen lassen, oft ihr recht unschönes, wahres Gesicht zeigen! Diese ganze konventionelle Komödie, diese Veränderung durch die Ehe hatte ihn unsäglich angewidert.

Und nun führte gerade ihm der Zufall dieses taufrische, weltfremde Geschöpfchen zu. War das nicht ein Wink des Schicksals? Im Grunde glauben ja auch die alles verneinenden, ewig spöttelnden Vernunftmenschen an Schicksalsfügungen — wenn es ihnen in den Kram paßt.

Die kleine Marianne! Ein unberührtes Kind, das schlief, und das er als erster erwecken konnte!

Darin allein lag schon ein prickelnder Reiz.

Dieses unfertige Wesen zum Weibe erwecken, formen und modeln nach seinem Willen! Sie ist keines jener selbstbewußten Geschöpfe, die die Rolle der ebenbürtigen Gefährtin des Mannes spielen wollen, um seine Rechte zu teilen, sich aber kraft ihres Individualitätsbewußtseins aller Pflichten entziehen, wenn diese ihnen unbequem werden, also eine Knebelung des

Mannes bedeuten. Wie er sie verachtete, diese Zerrbilder des Weibes, die „auf das Recht auf sich selbst“ pochen, vom „sich ausleben als selbständiges Individuum“ faseln!

Die kleine liebe Marianne! Ein einfaches, unverdorbenes Geschöpf, das er sich zur Gefährtin erziehen konnte, zu der Gefährtin, die er sich ersehnte.

Körner hielt plötzlich in seinem Dauerlauf inne; in sein Gesicht trat ein beinahe ängstlicher Ausdruck.

Lehrer sein — Erzieher! Das ist etwas ungeheuer Großes, Verantwortungsvolles. Wird er das können? Er, der eigentlich oberflächliche Gesellschaftsmensch, der meist das Leben nahm, wie es kam, und derartig ernsten Einkehrstunden in sich selbst lieber aus dem Wege ging! Er war kein schlechter Mensch, sicher nicht, aber, um ein junges Weib zum Leben zu erziehen, dazu gehört unendlich viel. Darüber täuschte er sich nicht. Dazu gehört Geduld, Selbstverleugnung, Selbstbeherrschung, Kraft, die eigenen Instinkte zu zügeln. Besaß er all das?

Körner seufzte tief auf. Selbsterziehung war ihm eigentlich stets etwas Fremdes geblieben. Er war heißblütig, mit seiner Selbstbeherrschung haperte es mächtig.

Wieder seufzte Körner schwer. Menschen, die meist an der Oberfläche plätschern, weil ihnen das In-die-Tiefe-gehen unbequem ist, nicht weil sie dessen unfähig sind, werden, wenn einmal eine seltene Stunde der Einkehr für sie kommt, gründlicher und skrupulöser, als man es für möglich halten sollte. Allerdings geht das nur bis zu einem gewissen Punkt. Sie schnellen dann unter Umständen auch mit einem kühnen Salto mortale an die Oberfläche zurück, wenn sie aus der Tiefe absolut keinen Ausweg finden.

So auch Körner. Ganz plötzlich gab er sich innerlich einen Ruck, trank mit einem energischen Zurückwerfen des Kopfes seinen Wein aus und lief davon.

4.

Die beiden jungen Leute fanden jetzt öfters Gelegenheit zum ungestörten Plaudern, da der Hofrat, der eine Kartenpartie gefunden, froh war, Marianne mit dem Doktor spazieren zu schicken, um selbst um so beruhigter und behaglicher im Kaffeehause zu bleiben. Er hatte den Doktor ehrlich liebgewonnen, vertraute ihm Marianne ohne Bedenken an teils aus Harmlosigkeit, teils aus Egoismus.

Bisher waren sie stets nur in den Promenadenwegen Karlsbads herumgebummelt, heute wollten sie einmal eine größere Landpartie unternehmen — zum Hans Heiling hinaus. Marianne sollte doch das melancholische, sagenumsponnene Fleckchen Erde kennen lernen, das Körner so sehr liebte.

Körner erzählte ihr auf dem Wege die eigenartige Sage vom Hans Heiling, das melancholische Märchen von verratener Liebe und bestrafter Treulosigkeit.

Mit glänzenden Augen, atemlos an seinen Lippen hängend, hörte Marianne zu. Wie gebannt sah Körner in das feine Mädchengesicht, das jetzt völlig den Ausdruck trug, wie ihn lauschende Kinder haben.

Ein so süßes Ding! Bisher hatte er mit keinem Wort, mit keiner Silbe verraten, wie es um ihn stand. Immer wieder zwang er die Worte zurück, wenn sie über seine Lippen wollten. Noch nicht! Ihm schien's wie ein Unrecht, in ihre sonnige Heiterkeit, die jetzt bei ihr durchbrach, da die Schwere des einsamen Lebens allmählich von ihr abfiel, Schatten zu bringen. Wie

er Marianne kannte, mußte sie seine Erklärung im Anfang sicher erschrecken, aufregen.

Immer hatte er sich bezwungen, heute aber fiel es ihm namenlos schwer. Während er mit Marianne plauderte, war ein sehnsüchtiges Quälen in ihm: „Mach ein Ende, schaff dir Gewißheit!“

Ein herrlicher Tag war's. Tiefblau und wolkenlos der Himmel. Sie schritten durch einen Birkenwald, dessen weiße Stämme wie Silber aufleuchteten, wenn ein Sonnenstrahl das dichte Blättergewirr durchbrach und an der glänzenden Rinde herabhuschte, um goldene Flecken auf dem dunklen Waldboden zu malen, und dann wie ein leuchtender Blitz wieder hinaufzugleiten in die vom Lufthauch leise bewegten Blätter.

In der lautlosen Stille ringsum wirkte das Surren und Schwirren der Mücken und Käfer, das Zwitschern der Vögel ganz seltsam auf Körner. So weitab, so weit von den Menschen fühlte er sich, so losgelöst! — Ganz allein mit dem jungen Geschöpf, zu dem es ihn mit allen Fibern drängte.

Wenn er sie jetzt in seine Arme riß! Wenn er nichts sprach, nichts fragte, sondern Dornröschen einfach wachküßte! Ob's nicht am Ende das beste wäre? —

Marianne hatte eben über eine Bemerkung Körners laut aufgelacht. Nun stand sie, an den Stamm einer Birke gelehnt, und sah hinauf in das luftige Laubdach. „Dort hinauf möchte ich! Dort oben muß es köstlich sein, kühl und lauschig,“ sagte sie übermütig.

Körner stand vor ihr und sah sie an. Das helle Sommerkleid brachte ihre graziöse Figur zur vollen Geltung. Das feingeschnittene, unregelmäßige, aber gerade dadurch so pikante Gesicht war voller geworden und lebhaft gefärbt. Die dunklen Augen und das reiche, glänzende Haar, das unter dem breitrandigen

hellen Strohhut hervorquoll, vervollständigten das reizvolle Bild, das Körner mit den Blicken förmlich einsog.

Entzückend war sie!

„Warum schauen Sie mich so an, Herr Doktor?“ Unbefangen lachte Marianne ihn an.

„Soll ich's nicht tun, Fräulein Marianne? Sie wissen ja gar nicht, wie wunderhübsch Sie sind!“

„Auf einmal? Und vor kaum drei Wochen war ich noch eine kleine graue Fledermaus!“

„Ich sagte Ihnen schon damals, daß Sie sehr hübsch sind.“

„Eigentlich hätten Sie mir das nicht sagen sollen.“

„Warum denn nicht? Die Wahrheit darf man sagen. Und Sie haben sich in den paar Wochen kolossal zu Ihrem Vorteil verändert.“

„Ihr Verdienst.“

„Nur zum allergeringsten Teil. Ich half bloß die graue Hülle abstreifen, und der hübsche Schmetterling kroch aus.“

Marianne wandte ihm mit einer jähen Bewegung ihr tieferrötendes Gesicht zu: „Ich mag nicht, daß Sie so mit mir sprechen!“

Körner sah sie überrascht an. „Sind Sie böse, Fräulein Marianne? Sagte ich etwas Unrechtes?“

„Nein — das nicht. Aber — fühlen Sie nicht selbst, daß diese tändelnde Art, wie Sie wohl gewöhnt sind mit den Frauen Ihres Kreises zu sprechen, schlecht zu mir paßt? Sie bringt mich in Verlegenheit, weil mir die graziöse Schlagfertigkeit zum Parieren fehlt. Trotz Ihrer ‚Besserungsversuche‘ bin ich ja innerlich doch noch das ungeschickte, schwerfällige Kleinstadtmädel geblieben, nur mit dem Unterschied, daß ich's jetzt oft peinlich empfinde, wenn Sie diesen tändelnden Ton anschlagen, Herr Doktor.“ Sie sah ihm treuherzig

in die Augen. „Ich möchte ja ganz gerne auch so ein bißchen Routine und gesellschaftliche Politur gewinnen, aber — so schnell geht das nicht."

„Gott sei Dank, Fräulein Marianne!" sagte Körner hastig. „Ich bin der letzte, der Ihnen gerade das beibringen möchte. So wie Sie sind, sollen Sie bleiben, so lieb, so einfach —"

„Und so dumm!" unterbrach sie ihn lachend.

„Wenn Sie's so nennen, meinetwegen auch so dumm — in gewisser Beziehung. Selbstbewußtsein und Raffinement stört nur beim Weibe, und daß Sie sonst nicht dumm sind, wissen Sie wohl selbst."

„Ein wenig klüger fühle ich mich schon — dank Ihrem gütigen Einfluß! Ich hätte es selbst nicht für möglich gehalten, daß man in so kurzer Zeit ein total anderer Mensch werden kann."

„Sind Sie das geworden?"

„Das müssen Sie doch merken, Herr Doktor."

„Wenn ich Sie jetzt so vor mir sehe, da möchte ich's beinahe glauben. Wirklich ein bunter Schmetterling, der aus der unscheinbaren Puppe geschlüpft ist!"

Marianne seufzte leicht auf. „Sie sprechen immer nur vom Äußerlichen. Kleider machen ja sicher Leute — und Sie haben mir in dieser Beziehung die Augen geöffnet. Ob das gut war? Drei Wochen sind schon vorüber. Noch einmal so lange — dann heißt es heimkehren, dann muß ich wieder hinein in die graue Kutte, der bunte Schmetterling darf nicht mehr die Flügel regen, in unserem Leben daheim ist kein Platz dafür, das ist so eng — so eng! Nun hat er aber gefühlt, daß er Schwingen trägt, der arme Schmetterling. Die Enge daheim wird ihm den bunten Staub abstreifen, die Flügel brechen."

Marianne hatte den Kopf an den Stamm gelehnt,

sie sprach ganz leise — wie für sich. Ihre Augen sahen mit einem seltsam starren Ausdruck an Körner vorbei in die lachende Sommerlandschaft. Dann mit einer jähen Bewegung wandte sie sich und schritt wortlos weiter.

Körner ging eine Weile schweigend neben ihr, dann schob er plötzlich, wie von seinem Empfinden getrieben, seinen Arm in den ihren.

Sie schrak zusammen, sah ihn wie fragend an, ließ es aber geschehen, daß er ihren Arm leicht an sich preßte.

„Sie sollen nicht traurig sein!" bat er leise.

Marianne schüttelte den Kopf. „Traurig bin ich nicht eigentlich. Ich finde nur, es ist dumm, daß man manchen Menschen nicht lieber läßt, wo und wie er ist. Was hilft's, daß man ein wenig am Zucker naschen darf, nur um zu fühlen, daß er süß ist! Dann schmeckt's ohne Zucker doppelt bitter."

„Wie können Sie so sprechen, Fräulein Marianne, Sie, das junge Geschöpf, vor dem noch das ganze Leben liegt! Wer weiß, was es Ihnen noch bringt?"

Sie lachte auf. Es klang wenig lustig. „Ich bitte Sie! Sitze ich nur erst wieder daheim! Sie nannten mich ja gleich anfangs Dornröschen. Ich war es wirklich, und es wäre vielleicht besser, ich schliefe fort!"

„Dornröschen im schlafenden Schloß!" Voll zärtlichen Mitgefühls glitt Körners Hand schmeichelnd über die Mariannes.

Dankbar sah sie ihn an und nickte gedankenvoll. „Das arme Dornröschen, das jetzt erwacht ist! Dem wird's dann ordentlich antun!"

„Es paßt nimmer hinein in das schlafende Schloß! Und — es soll auch nicht mehr zurück!"

Doktor Körner sagte es zögernd. Er bezwang sich

nicht länger. Jetzt mußte er sprechen. Aber wahrhaftig — es war ihm ganz sonderbar zu Mut. Fast angstvoll.

Marianne sah ihn erstaunt an. „Nicht zurück? Ja, wo soll denn Dornröschen hin?“ versuchte sie zu scherzen.

„Mit dem Prinzen gehen, der es wachküßt — wie im Märchen.“

Marianne ließ plötzlich den Arm sinken, so daß Körner seine Hand zurückziehen mußte. „Warum scherzen Sie darüber? Mir ist gar nicht lustig zu Mut!“ Nervös stieß sie ihren Schirm in die weiche Walderde.

„Ich scherze nicht, Marianne, auch mir ist's heiliger Ernst. Sie sollen, Sie dürfen nicht mehr heim! Mit mir sollen Sie gehen — ich hab' Sie lieb, Marianne — unmenschlich lieb!“

„Herr Doktor!“ Sie war ganz blaß geworden.

Körner nahm ihren Arm, legte ihn in den seinen und streichelte zärtlich ihre Hand.

Marianne war so fassungslos, daß sie alles mit sich machen ließ.

„Sie armer, scheuer kleiner Vogel! Nun habe ich Sie wohl tüchtig erschreckt?“ sagte Körner lächelnd, und doch forschten seine Augen ein wenig ängstlich in dem weißen Mädchengesicht. „Haben Sie denn nie daran gedacht, daß einmal einer kommen und die kleine Prinzessin herausholen wird aus ihrem verwunschenen Schloß?“

Marianne schüttelte wortlos den Kopf, um ihre Lippen zuckte es nervös, auf ihrem Gesichte lag ein hilfloser, gequälter Ausdruck.

„Sie sollen erst ruhig werden, Marianne!“ bat Körner eindringlich. „Ich hab' Sie überrumpelt mit meinem Geständnis. Aber — einmal mußte ich Ihnen doch sagen, wie's um mich steht. — Ist es denn gar

so arg, Marianne, weil Sie so unglücklich aussehen? Wir waren doch gute Freunde, haben uns schnell gefunden — wär's Ihnen denn lieber, wenn wir nach weiteren drei Wochen auseinandergingen, Sie rechts, ich links, auf Nimmerwiedersehen?"

Wieder gab Marianne keine Antwort, aber ein hastiger Blick streifte Körners erregtes Gesicht. Etwas wie Erschrecken und plötzliches Verstehen lag darin.

„Sehen Sie, Marianne, es ist doch einmal so in der Welt: wenn man sich lieb hat, will man beisammen sein. Hat man also ein Mädchen so lieb, daß man sich das künftige Leben ohne sie gar nicht mehr vorstellen kann, dann fragt man eben, ob einem denn das Mädel nicht so gut sein könnte, um bei einem zu bleiben für immer und ewig. Erscheint Ihnen das gar so schrecklich, Marianne?"

Marianne blieb stehen und preßte die Hände an die Schläfen. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll! — Ich — ich versteh' das alles nicht! Sie — Sie sollen nicht so mit mir scherzen, Herr Doktor, denn ernst können Sie's ja doch nicht meinen!" stammelte sie mühsam.

Körner nahm ihre beiden Hände, die eiskalt vor Erregung waren, mit festem Druck in die seinen. „Da steht einer vor Ihnen und hat Herzklopfen wie ein dummer Schuljunge vor dem Examen, weil er sehnsüchtig darauf wartet, daß ihm die spröden Lippen endlich ein gutes Wort sagen. Glauben Sie, daß man so Scherz treibt? Ich habe Sie lieb, Marianne, so lieb, wie ich selbst nie gedacht hätte, daß ich ein Weib haben kann — das sollen, das müssen Sie glauben, Marianne, und begreifen lernen! Spricht denn in Ihnen gar nichts für mich? Kann es denn sein, daß ein so warmes, ehrliches Gefühl, wie ich's für Sie

habe, einseitig bleibt? Kleine Marianne — Dornröschen —!"

Seine Stimme wurde immer wärmer und eindringlicher, leidenschaftlich preßte er die Hände des Mädchens.

Marianne riß sich los und begann hastig weiterzugehen, immer schneller, sie lief fast.

Körner blieb an ihrer Seite. „Marianne!" bat er leise und suchte ihre Augen, die sie beharrlich gesenkt hielt.

„Aber es kann ja nicht sein!" stieß sie atemlos heraus. „Es kann nicht sein! Sie irren sich, Sie müssen sich täuschen! Sie und — ich — — Sie und gerade ich — — —"

„Gerade Sie!" unterbrach Körner sie erregt. Er blieb stehen und faßte Marianne am Arme: „Fräulein Marianne, wir wollen vernünftig sein und einen Pakt abschließen. Mir so einfach davonlaufen, das geht nicht. Ich verlange heute noch keine Entscheidung von Ihnen. Was ich Ihnen sagen mußte, habe ich Ihnen gesagt. Nun sollen Sie ganz ruhig drüber nachdenken, reiflich überlegen und in sich hineinhorchen, ob da nichts für mich spricht, ob Sie mich nicht ein wenig liebhaben können. Ich weiß, ich bin Ihnen sympathisch, wir sind gute Kameraden geworden, und Sie sind mir dankbar. Aber das alles genügt nicht. Sie müssen sich vorstellen können, daß Sie fortgehen von daheim, in eine fremde Welt — zu mir, um bei mir zu bleiben, mit mir zu leben. — Wie wird Ihnen denn bei dem Gedanken?"

„Ganz schwindelig," sagte Marianne kläglich, sich mit beiden Händen über die Augen streichend.

Unwillkürlich lachte Körner auf. Sie war zu drollig in ihrer kindlichen Ratlosigkeit.

„Das ist schon immerhin etwas, Marianne. Werden Sie nur jetzt ruhig, Sie armes Dornröschen! Sie sollen nicht so verstörte Augen machen! Ich habe mir immer eingebildet, daß Sie etwas für mich übrig haben, ein bißchen Freundschaft, ein wenig Sympathie —"

„Aber ich mag Sie doch auch sehr gerne!" unterbrach ihn Marianne hastig.

Er zog ihre Hand an seine Lippen. „Gottlob, das erste tröstliche Wort! Bei Ihnen ist das schon sehr viel. Ob Sie mich liebhaben, Marianne — ich glaube, das wissen Sie heute selbst noch nicht. Wenn Sie nur Vertrauen hätten, das sichere Gefühl: der Körner ist ein anständiger Mensch, der's gut mit mir meint!"

„Das habe ich, Herr Doktor!" Marianne streckte ihm herzlich beide Hände entgegen.

„Dann ist ja alles gut!" rief Körner stürmisch. „Wenn Sie Vertrauen zu mir haben, dann können Sie ruhig ja sagen, Marianne; das, was Sie heute noch nicht verstehen, das kommt schon. Ich küsse Sie schon wach, Dornröschen!" Er versuchte es in plötzlich erwachender Leidenschaft, die er kaum mehr zügeln konnte, sie in seine Arme zu ziehen.

Marianne erblaßte wieder bis in die Lippen und wich erschrocken ein paar Schritte zurück. „Ich weiß nicht — — ich passe doch gar nicht in Ihr Leben — und überhaupt — — all das ist so plötzlich gekommen, ich bin so verwirrt!" Ganz verzweifelt sah sie Körner an.

Er hatte sich, ernüchtert durch ihre erschrockene Abwehr, sofort gefaßt, war nun wieder ganz ruhig. Leise legte er den Arm um Mariannes Schultern und zog sie an sich. Dann bettete er ihren Kopf an seine Brust.

„Ich habe Sie lieb, Marianne, so lieb, daß Sie's schon mit mir wagen dürfen, mir blind vertrauen können! Sie wissen heute nichts von der Welt, nichts

vom Leben, lassen Sie mich Ihr Führer sein! Lassen Sie sich jetzt schon von mir leiten, versuchen Sie's, sich in all das Neue zu gewöhnen, seien Sie mein, Marianne!"

Marianne widerstrebte nicht mehr. Sie lag ganz ruhig an der Brust des Mannes. Ein eigentümlich süßes Gefühl durchrieselte sie bei seinen Liebkosungen, bei dem warmen Ton seiner Stimme. Es war kein bewußtes Denken in ihr, eine traumhafte Stille, etwas seltsam Weiches, das sie einhüllte, ein Gefühl des Geborgenseins, wie sie's nie vorher empfunden. Eigentlich hatte sie sich ja in der kalten Eintönigkeit ihres Lebens immer nach warmer Zärtlichkeit gesehnt. Kannte sie doch nicht einmal die der Eltern so recht. Mama und Papa hatten derlei „Überspanntheiten" nie mögen.

„Vater!" Sie schrie es förmlich heraus, plötzlich fiel er ihr ein. Verstört sah sie Körner an.

„Ja, der wird sich wundern, daß wir jetzt schon zurückkommen. Denn nun gehen wir doch zu ihm, nicht wahr?"

„Was wird nur der Vater sagen?" Marianne sah ganz verängstigt drein.

Übermütig zog Körner sie vorwärts. „Freuen wird er sich! Der hat mich gern, Marianne, dem bin ich sicher recht als Sohn!"

„Aber er kann doch nicht allein bleiben!" In ihrer grenzenlosen Verwirrung empfand Marianne plötzlich die Sorge um den Vater als das, was sie augenblicklich am meisten bedrängte.

„Aber, Kind, wer wird heute daran denken!" begütigte Körner. „Dazu ist noch lange, lange Zeit! Besinn dich doch lieber auf uns, sag mir ein liebes Wort, sei gut, Marianne — — gib mir einen Kuß!" Bittend näherte er sein Gesicht dem ihren.

Sie wandte jäh den Kopf zur Seite. „Nein!“ — das klang fast schroff.

„Warum nicht? Du bist mein, Marianne, ich lasse dich nicht mehr! Hast du mich nicht ein ganz klein wenig lieb?“

„Ich — ich weiß nicht! Ich habe noch nie einen Mann geküßt.“

Körner lachte herzlich: „Das möchte ich mir auch ausgebeten haben!“ Plötzlich umfaßte er ihren Kopf mit seinen beiden Händen und sah ihr tief in die Augen. „Darum hast du mich ja bezwungen, du großes Kind, weil du so köstlich frisch und unberührt bist! Mein — nur mein! Und ich habe dich lieb, toll, närrisch lieb' ich dich! Einhüllen will ich dich in Liebe und Zärtlichkeit, du — du — du!“ Damit preßte er seine Lippen leidenschaftlich auf die ihren.

Einen Augenblick hielt die Überraschte still, aber dann stieß sie Körner mit einer Kraft, die er ihr gar nicht zugetraut hätte, zurück und begann wie gejagt zu laufen.

Er machte keinen Versuch mehr, sie zurückzuhalten, blieb aber dicht hinter ihr und stahl sich erst knapp vor dem Hotel wieder an Mariannes Seite. Er machte sich heftige Vorwürfe, daß er sich so wenig in der Gewalt hatte, daß ihm sein leicht erregbares Temperament so leicht einen Streich spielte. Auf solche Weise erschreckte man das arme Kind nur. Auf solche Weise küßte man Dornröschen nicht wach.

Leise und zögernd schob Körner jetzt seinen Arm unter den Mariannes. Sie fuhr heftig zusammen, wehrte aber nicht ab, hielt nur das Gesicht beharrlich zur Seite gewendet. Körner sah, daß es um ihre Mundwinkel zuckte wie bei Kindern, wenn sie gegen Tränen ankämpfen.

„Nicht böse sein, Dornröschen!“ flüsterte er leise, bittend.

Sie schüttelte den Kopf, erwiderte aber nichts und sah ihn auch nicht an.

„Willst du mir verzeihen, Marianne, wenn ich sehr, sehr artig sein werde, gar nie mehr wild und ungebärdig?“

Marianne blieb stehen und sah ihn an. Ein weiches Lächeln lag jetzt um ihren Mund, während ihre Augen voll Tränen standen. Sie streckte ihm ihre Rechte hin. „Kommen Sie — komm zum Vater!“ Dann lief sie die Treppe hinauf.

5.

Der arme Hofrat! Er stand der überraschenden Neuigkeit, daß der Doktor wirklich und wahrhaftig die Marianne heiraten wollte, noch fassungsloser gegenüber als diese selbst. Mit dem Egoismus alter Menschen erschien ihm eine derartige Umwälzung seines künftigen Lebens als etwas ganz Ungeheures, Unerträgliches. Was sollte aus ihm werden? Das Mädel konnte ihn doch nicht allein lassen! Aber freilich, heiraten mußte sie einmal! Er hatte zwar eigentlich nie so recht daran gedacht, den unbequemen Gedanken meist verscheucht, und war ihm das nicht gelungen, dann hatte er versucht, sich Mariannes künftiges Leben als eine Fortsetzung des bisherigen auszumalen, mit dem kleinen Unterschied, daß noch eine dritte Person, nämlich Mariannes Gatte, daran teilnahm. Daß das Mädel wegheiraten und so all diese tröstlichen Zukunftsbilder verwischen würde, das war ihm nie eingefallen.

Dieser Doktor! Wenn er den Menschen nur selbst nicht so ins Herz geschlossen hätte, daß er Marianne beinahe begriff!

Oder nein — nicht begriff! Denn aus dem Mädel konnte man nicht klug werden. Seit dem Tage, da sie ihm fassungslos schluchzend um den Hals geflogen war, und der Doktor ihm schlankweg erklärt hatte, daß die Marianne eingewilligt habe, seine Frau zu werden, war sie wie ausgewechselt. Scheu und verstört schlich sie herum, wich dem Doktor aus und entzog sich seinen Zärtlichkeiten; wurde der aber endlich unwirsch und sprach vom Abreisen, dann schmiegte sie sich scheu an ihn und bat ihn, doch Geduld mit ihr zu haben. Es sei ihr alles noch so neu, sie müsse sich erst zurechtfinden.

Körner hatte selbst verlangt, daß der Hofrat Erkundigungen einzog. Er sollte auch in dieser Beziehung völlig beruhigt das Schicksal seines Kindes ihm anvertrauen.

Die Auskünfte, die der Hofrat erhielt, verblüfften ihn beinahe, ging doch aus ihnen hervor, daß die Werbung Körners ein wahrhaftes Glück für die eigentlich vermögenslose Marianne bedeutete.

Das trug mit dazu bei, daß der alte Herr sich an den Gedanken, Marianne hergeben zu müssen, rascher gewöhnte, ihm versöhnliche Seiten abgewann. Schließlich war er es sogar, der Marianne Vorwürfe über ihr sonderbares Benehmen gegen ihren Verlobten machte, selbst von dem Glück sprach, das ihr widerfahren, für das sie eigentlich täglich und stündlich ihrem Herrgott danken müsse.

Sei es, daß die unbedingte Zustimmung des Vaters Marianne günstig beeinflußte, oder daß sie sich an die Tatsache, Körners Braut zu sein, allmählich gewöhnte — sie wurde endlich doch ruhiger und gleichmäßiger, fand Körner gegenüber den alten, zutraulichen Ton wieder und duldete sogar seine Liebkosungen. Ja, manchmal schien es, als wollte etwas in ihr zum Durch-

bruche kommen, was tief, ihr noch völlig unbewußt, in ihrer Seele schlummerte. Es glomm oft ein warmes, inniges Gefühl in ihr auf, wenn sie Körners Stimme hörte, wenn er sich mit wirklich rührender Aufmerksamkeit um sie bemühte, ihr jeden Gedanken von den Augen abzulesen trachtete. Da wurde ihr, als müßte sie sich in seine Arme flüchten und ihm durch ihre Zärtlichkeit beweisen, wie dankbar sie ihm war.

Manchmal tat sie's auch; ihre scheuen Liebkosungen, so unbeholfen und zaghaft, riefen in Körner immer das jubelnde Glücksgefühl wach: Dornröschen schläft nicht mehr. Wenn es aber dann in seinen Augen heiß aufleuchtete, und er sie mit einem erstickten Jubellaut an sich preßte, im Übermaß seines sonst gewaltsam gebändigten Empfindens, dann schrak sie sofort zurück.

Aber er tröstete sich dann wieder, daß all das ja nur ein Übergangsstadium sei. War sie nur erst sein Weib, ganz sein, losgelöst vom Vater, vom alten Leben, dann flüchtete sie sich wohl von selbst in seine Arme.

An den Gedanken klammerte er sich.

So schwer es Körner einerseits fiel, Marianne zu verlassen, so empfand er es anderseits als eine Erleichterung, als eine amtliche Nachricht ihn zwang, seinen Urlaub abzukürzen. Vielleicht war es besser so, daß sie sich jetzt vor der Hochzeit, die schon in sechs Wochen stattfinden sollte, nicht mehr sahen. Körner baute auf die Trennung, empfand er doch trotz aller Zurückhaltung Mariannes, daß auch ihr vor seiner Abreise bangte; gerade die Trennung würde ihm das scheue Vöglein näher bringen. —

Nach Körners Abreise duldete es auch die zwei Zurückgebliebenen nicht mehr lange in Karlsbad. Sie fühlten sich recht vereinsamt, und da auch die Kur des Hofrats beendigt war, und Marianne in der kommen-

den Zeit noch eine Menge zu erledigen hatte, kehrten Vater und Tochter früher heim, als sie es ursprünglich festgesetzt.

Selbstverständlich forderte nun das praktische Leben seine Rechte. Man mußte an die Ausstattung denken, und die beiden unpraktischen Menschen gerieten bei dem bloßen Gedanken an alle diese Dinge in eine ratlose Verzweiflung.

Körner hatte das vorausgesehen, und so fand Marianne bei ihrer Heimkehr einen unendlich liebevollen Brief vor, in welchem er sie bat, ihm auch in dieser Beziehung blind zu vertrauen. Sie und ihr Vater seien doch ein wenig unerfahren, ihm aber stünden alle Behelfe zur Verfügung. Er würde schon eine passende Wohnung finden, sie auf eigene Faust möblieren, wobei er hoffe, ihren Geschmack zu treffen; Änderungen, die sie wünsche, könnten ja vorgenommen werden, wenn sie selbst an Ort und Stelle sei. Auch die Toilettenfrage möchte er ihr — und sich abnehmen. Er brauche nur genaue Maße, und dann solle seine kleine Braut sich von ihm überraschen lassen.

So geschah es auch. Marianne und der Vater waren herzlich froh, der sie schon sehr beängstigenden Sorgen für diese Anschaffungen enthoben zu sein.

Nur die Wäsche wollte Marianne selbst nähen; davon war sie nicht abzubringen. Sie wollte ihre alte Minna, eine entfernte Verwandte, die bei allen Wäscheausstattungen im Städtchen zu Rate gezogen wurde und der sie ihren Vater künftig anzuvertrauen beabsichtigte, nicht kränken und blieb daher bei ihrem Entschluß, die Wäsche zu Hause zu nähen.

Tag für Tag saßen sie nun von acht Uhr Morgens an, begraben in Bergen von Leinen und Stickereien, und nähten drauf los.

In der alten Minna regten sich fast mütterliche Gefühle für ihren Liebling. Aber sie war gar nicht zufrieden mit der Marianne. Gleich am zweiten Tage machte sie sich Luft.

„Macht das Mädel so 'n unheimliches Glück, kriegt 'nen schönen, jungen, reichen Mann, der sterblich verliebt ist in sie, und sie macht 'n Gesicht wie 'ne Katz', wenn's donnert! Ja, sag mir bloß, was willst du denn noch?"

Ganz erregt schob die Alte die Brille auf die Stirne, ließ die Arbeit sinken und funkelte Marianne mit ihren lebhaften Augen an.

„Wer sagt dir denn, daß ich mich nicht freue?" widersprach Marianne ganz sanft und stichelte emsig weiter.

„Wer mir das sagt? Da, mein kleiner Finger sagt mir's! Ja, der ist schon so klug! Bist du 'ne Braut, wie sie sein soll? Lachst und tanzest du, zählst du die Tage, bis du endlich bei ihm bist, küssest du seine Briefe oder sein Bild, wie es sich gehört? — Nichts tust du! Die Nase läßt du hängen, schaust miserabel aus und schleichst herum wie 'ne Mondscheinprinzessin! Ein Frosch bist du, aber keine glückliche Braut!"

Sie war ein wenig romantisch veranlagt, die alte Minna, und Marianne störte ihr ihre Vorstellung von einer glücklichen, liebenden Braut.

Marianne lachte erst über die Aufregung der Alten. „Schau mal, Minna," meinte sie dann nachdenklich, „es ist eben nicht jeder gleich. Du weißt, ich bin immer ruhig gewesen. Ich freue mich ja auch, nur —"

„Na, was gibt's denn da für ein ‚nur'?" polterte Minna.

„Manchmal, da ist mir eben noch so ängstlich zu Mut, Minna. Weißt du, dem Vater mag ich's ja nicht

sagen, und Richard schon gar nicht. Aber wenn ich so an die große Stadt denke und an die vielen fremden Menschen — und — und an Papa —"

Mariannes Stimme bebte merkbar.

„So, an lauter solche Dummheiten denkst du? Aber daß du Gott danken mußt, 'rauszukommen aus unserem langweiligen Nest, und daß du eine junge, glückliche Frau sein wirst, ein elegantes Haus führen, feine Kleider haben, ins Konzert und Theater gehen kannst — daran denkst du nicht, du Kindskopf! ‚Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen' — das steht schon in der Bibel. Deinen Vater übernehm' doch ich."

Minna richtete sich stramm auf und sah Marianne förmlich kampflustig an.

Marianne streichelte begütigend die fleißigen Hände der Alten, die jetzt ein wenig heftig an der Arbeit herumrissen.

„Sei nicht böse, das soll doch wahrhaftig kein Zweifel an dir sein! Aber siehst du, ich war doch noch nie von Papa fort!"

„Warst auch noch nie verheiratet!" brummte Minna.

„Du hast ja recht, schilt nur! Ich bin eben so entsetzlich schwerfällig, muß mich an alles Neue erst allmählich gewöhnen."

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann ließ Minna wieder die Arbeit sinken und näherte ihr runzeliges Gesicht dem frischen, blühenden des Mädchens. Sie blinzelte sie von der Seite an und schmunzelte geheimnisvoll: „Bist wohl recht toll verliebt in deinen Richard?" flüsterte sie.

„Wenn ich bloß wüßte, wie das eigentlich ist, Minna!"

Die Alte kicherte und stieß Marianne mit der Achsel an. „Wart nur, du abscheuliches Ding! Willst die

alte Minna zum Narren halten! — Sie weiß nicht, wie das ist! Na ja, darüber redet man nicht, das behält jedes Mädel lieber für sich. Mußt nicht glauben, daß, weil ich eine alte Jungfer bin, ich so was nicht verstehe! Weißt, wenn ein Mädel heiratet, dann nimmt ihr das Leben oft bald genug das Verständnis für das Gefühl, das heut in dir ist, wo dir der Himmel noch voller Geigen hängt. Ich hab' nicht geheiratet, bin also auch nicht enttäuscht worden. Es hat auch sein Gutes."

Marianne hob den Kopf und öffnete die Lippen. Sie wollte etwas fragen. Aber sie senkte den Kopf wieder und preßte die Lippen aufeinander. Was sollte sie die alte Minna fragen? Daß sie nichts von dem empfand, was sie, wie Minna meinte, empfinden mußte, daß sie sich selbst nicht verstand — das konnte sie doch niemand sagen!

Plötzlich sah Marianne sich wieder als kleines Mädchen drüben im Speisezimmer in ihrer Fensterecke kauern, hörte sich selbst, wie sie zaghaft die Mutter fragte, was denn die Liebe sei. Die Mutter war ihr damals und später die Antwort schuldig geblieben. Sie hätte heute ebenso fragen können wie damals. Und doch war sie jetzt Braut, würde in wenigen Wochen die Frau eines Mannes sein, der ihr sagte, daß er sie liebe. Hatte sie das bezwungen? Hatte die Macht eines großen, überwältigenden Gefühles sie instinktiv unterjocht, ohne daß sie es erfaßte?

Wenn Richard nicht in ihr Leben getreten wäre, wenn sie hätte fortleben müssen wie bisher!

Nein — o nein! Bei dem bloßen Gedanken durchzuckte sie ein jähes Erschrecken.

Also das war das kraftvolle Gefühl, das sie plötzlich aufgerüttelt hatte, die Liebe? War es Liebe, dieses

angstvolle Rieseln, das ihr durch die Glieder rann, wenn Richard manchmal sie trotz ihres Widerstrebens in die Arme gerissen und geküßt hatte?

Sie weiß es nicht, die kleine Marianne. Aber — wenn sie erst sein Weib ist, dann wird sie sich und ihn verstehen lernen, hat er ihr gesagt.

Daran klammerte sie sich in der Bedrängnis ihrer widerstreitenden Gefühle. Wie auf etwas Großes, Herrliches, Wunderbares, wie auf eine Offenbarung — so wartete das weltfremde Dornröschen auf die Liebe.

— — — — — — — — — — — — —

Doktor Körner kam erst am Tage vor der Trauung. Das Wiedersehen zwischen den Verlobten war ein ruhiges, aber herzliches. Körner hatte sich das Versprechen abgelegt, sich zu beherrschen und Marianne nicht ängstlich zu machen.

Es fiel ihm leichter, als er sich's vorgestellt, weil es noch sehr viel zu tun gab, Gäste kamen und gingen, sie kaum eine Minute allein blieben.

Marianne sah blaß und abgespannt aus, war aber in ihrer stillen Weise voll rührender Aufmerksamkeit für ihren Verlobten. Sie hatte ihn doch entbehrt und freute sich, daß seine lebhafte Art wie ein erfrischender Lufthauch durch das alte Heim strich. Sie nahm sich auch zusammen und ließ ihn nicht merken, daß ihr ein banges Gefühl das Herz zusammenpreßte, wenn er jeden Augenblick seine Uhr herauszog und dabei mit unterdrücktem Jubel rief: „Kleines — morgen um diese Zeit!"

Alles andere zwang Marianne nieder, nur der bevorstehende Abschied vom Vater, der übrigens selbst ganz gefaßt und fröhlich war, bedrückte sie namenlos. Als es Abend wurde, gelang es ihr immer schwerer, ihre Ruhe zu bewahren.

Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.

Auch Richard fühlte sich, als endlich der letzte Gast gegangen, und er mit Marianne nach dem Abendessen einen Augenblick allein blieb, am Ende seiner Kraft. Voll ungestümer Zärtlichkeit zog er sie an sich, und da sie ihn wieder ganz erschrocken ansah, rief er halb lachend, halb ärgerlich: „Schau mich doch nicht so an, kleine Eisjungfrau! Ich denke, heute kannst du zufrieden mit mir sein. Ich war so brav, daß ich wohl eine kleine Extrabelohnung verdient hätte. Sei gut, Maus, ich hab' mich doch so gesehnt nach dir! Und wenn ich daran denke, daß morgen mein kleines Mädel mir gehört, mir ganz allein — dann verlier' ich den Kopf!"

Marianne ließ also seine stürmischen Liebkosungen über sich ergehen, aber es lag wieder der angstvolle, scheue Ausdruck auf ihrem blassen Gesicht.

Nach einem zärtlichen Abschied, dem letzten, wie er erregt sagte, ging Körner ins Hotel, in dem er abgestiegen war. Marianne wollte bald zur Ruhe gehen, um morgen frisch zu sein.

Der Hofrat saß wie sonst in seiner Sofaecke mit der Zeitung. Marianne packte ihren Reisekorb. Als sie ihn zuschloß und absperrte, sah der Hofrat auf. Jetzt lag doch ein trauriger Ausdruck auf dem gutmütigen alten Gesicht.

Marianne setzte sich neben ihn und umschloß seine kühle, runzelige Hand fest mit ihren beiden, als wollte sie sich anklammern. Eine jähe große Angst erfaßte sie. So geschützt und geborgen war sie gewesen in dem stillen Heim! Morgen sollte sie nun fort — für immer. Wenn sie dort über die Schwelle tritt, versinkt ihr altes Leben, ihre Kindheit, und das Neue, Unbekannte nimmt Besitz von ihr. Zwischen dem Heute und Morgen lag das Große, Wunderbare, das sie jetzt nur namenlos ängstigte.

Leise glitt Marianne auf die Knie und barg ihren dunklen Kopf in dem Schoß des Alten, dessen zitternde Hände zärtlich über ihr Haar glitten. Sie waren im Grunde gute Kameraden gewesen, die zwei, hatten sich ohne viele Worte verstanden.

Der alte Herr empfand in dem Augenblick fast Mitleid mit dem jungen Wesen, das da zu seinen Füßen kauerte. Sein armer, scheuer Nestvogel! Ob er wohl flügge war zum Fluge ins Leben? Instinktiv fühlte er, daß er die Unerfahrene vorbereiten müsse auf ihre Zukunft. Tausend Gedanken und Gefühle bestürmten den Hofrat, während er immer wieder über den dunklen Kopf seines Kindes strich, Gedanken, die ihm nie gekommen, Gefühle, die er seit vielen Jahren nicht empfunden, stiegen in ihm auf. Aber er hatte es verlernt, dem nachzulauschen, was in ihm wach wurde. Die alte Lebensmelodie tönte zu schwach und verklang.

„Bist mir ein gutes Kind gewesen, sei nun ihm eine gute, treue, gehorsame Frau, er verdient's. Sei tapfer und finde dich in das neue Leben, wenn's dich auch erst ein wenig verwirrt."

Ganz leise sagte es der alte Mann, und Marianne küßte schluchzend seine Hände.

6.

Eine Stunde nach der Hochzeit befand sich das junge Ehepaar in einem Separatabteil des Schnellzuges auf der Fahrt ins Glück.

„Die Fahrt ins Glück, Marianne!" rief Doktor Körner. „Hörst du, Kleine? Fühlst du's, du süßes, dummes Mädel?" Und dann lachte er, weil Marianne ihn mit so scheuen Augen ansah. Er faßte sie an beiden Händen, zog sie an sich und lachte wieder, weil sie sich

seinen Armen entwinden wollte. „Mein bist du jetzt, ganz mein! Da hilft dir kein Sträuben mehr, jetzt hab' ich dich!"

Lachend ließ er sie los, und Marianne sank auf ihren Sitz. Wie in Erschöpfung lehnte sie sich zurück und verharrte eine Weile regungslos mit geschlossenen Lidern.

Bei ihrem Anblick bereute Körner sofort den etwas heftigen Ausdruck seines Gefühles. Er setzte sich neben seine junge Frau, faßte ihre herabhängende Rechte, und während er sie liebkoste, sagte er leise, die Lippen gegen ihr Ohr neigend: „Hab' ich dich erschreckt? Verzeih und sei gut, Marianne, sei gut! Ich hab' dich doch so lieb und darf dir's doch jetzt zeigen!" Seinen Arm um sie schlingend, flüsterte er: „Hast du mich denn nicht lieb, Kleines?"

Sie antwortete mit einem Kopfnicken.

„Sag's mir!" bettelte Körner.

Marianne streichelte seine Hand, wie um Verzeihung heischend, daß sie seinem Drängen nicht die rechten Worte entgegensetzen konnte.

„Müd' bin ich," sagte sie dann, „so müde, Richard! Ich habe doch in der letzten Zeit so viel erlebt, und zuletzt diese Ruhelosigkeit! Und dann — ich bin so besorgt um den Vater! Der arme Papa! Nun ist er ganz allein!"

Während sie das sagte, dachte sie: „Und ich bin auch allein." Das sprach sie aber nicht aus. Schon in der Kirche, als der Geistliche die Frage an sie richtete, ob sie willens sei, die treue Gefährtin dieses Mannes zu werden, alle Freude, alles Leid mit ihm zu teilen, hatte sie mit seltsamem Staunen aufgehorcht. Und während sie mit „ja" antwortete, war ein so sonderbares Gefühl in ihr, fast wie Angst und Auflehnung.

All das schoß Marianne durch den Kopf, bedrängte und quälte sie. Sie saß wortlos da und achtete nicht auf den Mann, der mit einer Zornesfalte zwischen den Augen an das Fenster getreten war, unschlüssig, ob er in heftigen Worten seinem Unmut freien Lauf lassen oder vorerst noch Nachsicht mit dem jungen Weibe haben sollte, das, so plötzlich aus den alten Verhältnissen herausgerissen, den Übergang zu ihm nicht gleich finden konnte. Freilich, er hatte das ja gewußt, mußte es nach Mariannes seltsamer Art selbstverständlich finden. Aber es war trotz allem ein leises Hoffen in ihm gewesen, daß schon die Trauung ihr ein Gefühl der Zugehörigkeit zu dem Manne, dem sie doch freiwillig in die Fremde folgte, auslösen müsse. Denn sie ging ja doch mit ihm! Darüber kam Körner nicht hinaus.

Da saß sie nun während der Hochzeitsfahrt mit einem todunglücklichen Gesicht und sorgte sich um den Vater, fand kein zärtliches Wort für ihn selbst. Kann sie ihn lieben, wenn ihr Fühlen selbst heute völlig an dem hängt, was zurückblieb, zurückbleiben mußte? Das hatte sie doch gewußt!

Während diese Gedanken durch Körners Kopf schossen, nein nicht schossen, sondern langsam mit grausamer Bedächtigkeit sich über seine jubelnde Glücksstimmung legten, wandte er sich doch wieder zu seiner jungen Frau.

Marianne lehnte regungslos in ihrer Ecke mit geschlossenen Augen, unter deren langen Wimpern sich helle Tränen vordrängten.

Da war Körners Unmut dahin, und die Zornesfalte zwischen den Augen wie weggewischt.

„Marianne!“ Mit zwei Schritten war er bei ihr und umfaßte ihr blasses Gesicht zärtlich mit beiden

Händen. „Kleines Mädel! Weine doch nicht! Bitte, bitte — nicht weinen!“

Sie schlug die Augen zu ihm auf, und aus ihren Blicken strahlte ihm der Dank für seine gütigen Worte entgegen. Das entwaffnete ihn vollends. Und als er fühlte, wie ein unaufhörliches Beben durch ihren Körper rann, wurde Körner besorgt und bestürmte Marianne mit zärtlichen Fragen, ob sie sich nicht wohl fühle. Es beruhigte ihn auch durchaus nicht, daß sie sagte: „Ein bißchen Kopfschmerz, sonst nichts.“ Er drang darauf, daß sie sich hinlegte.

„Vielleicht kannst du ein wenig schlafen, Maus, versuch's doch!“

Folgsam ließ Marianne sich betten und sorgsam zudecken; aber die Bangigkeit, die sich ihrer bemächtigt hatte, wollte nicht weichen, sie verstärkte sich durch die Zärtlichkeit, mit der Körner um sie bemüht war.

Wie das eintönige Geräusch der rollenden Räder zu ihr drang: Ratata, ratata — immerzu. Nur wenn der Zug eine kleinere Station durchfuhr, wurde der Rhythmus ein anderer, er schwoll zu einem dumpfen Getöse an, durch einzelne harte Töne unterbrochen.

Immer mehr hörte Marianne auf diese Musik, die ihre Gedanken einschläferte, und sie endlich sachte in Schlaf wiegte.

Da lag sie nun wie ein Kind, das mit unterdrücktem Weinen den Schlummer gefunden. Um ihren Mund zuckte es ab und zu, und einmal, wie ein verspätetes Donnergrollen nach einem Gewitter, schluchzte sie im Traume auf.

Körner blickte von seinem Sitz zu seiner jungen Frau hinüber. Warum durfte er nicht an ihrer Seite niederknieen, sie voll Leidenschaft umschlingen? So hatte er sich ja immer die Liebe geträumt.

Wie seltsam doch das Leben ist! Er lächelte selbst, während er's dachte. Er spielte jetzt mit dem Gedanken, um wie viel schöner, schmerzlich süßer das langsame Besiegen des herben, von keinem Hauch der Leidenschaft berührten Weibes wäre. Dornröschen erwecken!

Nach und nach verschwammen die Bilder, mit denen die Phantasie seine Gedanken begleitete. Das Geklapper der rollenden Räder wurde zum Rauschen und Brausen, seinem Denken wich die Klarheit — er schlummerte ein.

So war die Fahrt: zwei schlafende junge Menschen. Draußen herrschte bereits völlige Dunkelheit. Wie ein flüchtiger Schatten eilte der Schnellzug durch die Landschaft: „Ratata — ratata!"

— — — — — — — — — — — —

Die Tür wurde aufgerissen. „Alles aussteigen!" tönte die kräftige Stimme des Schaffners.

Fast gleichzeitig fuhren die beiden auf. Marianne fand sich nicht gleich zurecht. Wo war sie denn nur?

Körner bemerkte die Ratlosigkeit und lachte. „Hast dich jetzt nicht ausgekannt, Maus — was? Wie fest du aber auch schliefst! Na, ist's nun gut? Ja! Die roten Augen, die du immer noch hast, du armes Kind!"

Körner konnte sich nicht enthalten, wenigstens auf diese einen raschen, verstohlenen Kuß zu drücken.

„Die Tür ist doch offen, Richard!" Marianne entzog sich ihm hastig und machte sich an dem Gepäck zu schaffen. „Rasch — unsere Koffer!"

„Hast schon wieder Aussteigefieber? Wir versäumen ja nichts!" Körners Stimme klang ein wenig rauh.

Wie eigentümlich ihn ihre Abwehr wieder berührte! Wie wenn einen im höchsten Glücksgefühl ein Mißton beleidigt.

Körner nahm den Koffer, die Handtasche, die Reisedecke, das Schirmfutteral aus dem Netz, ein Stück nach dem anderen dem Mann in dem weiß und blau gestreiften Kittel reichend, der vor der Wagentür stand.

„Hast du alles, Marianne?"

Eine einfache, nüchterne Frage, aber Marianne hörte aus dem Tone die Enttäuschung heraus, die ihre Abwehr dem Gatten bereitet hatte.

Das verwirrte sie wieder. Sie fühlte sich in dem Gedränge auf dem Bahnsteig wie von Meereswogen umbrandet, dem Spiel der Wellen preisgegeben, ohne klaren Gedanken, aber durchzittert von einem heimlichen Beben.

Der Gepäckträger hatte einen Wagen herbeigeholt. Man stieg ein, nachdem Körner dem Kutscher das Hotel genannt. Als sie beisammen saßen in dem engen Wagen, legte Körner den Arm um Marianne und flüsterte: „Marianne!"

Da schlug sie die verängstigten Augen zu ihm auf. Er aber preßte sie wortlos an sich. So saßen sie still, bis der Wagen hielt.

Die vorausbestellten Zimmer waren bereit. Heimelige Zimmer, deren eines einen geräumigen Erker hatte, in dem ein hübsch gedeckter kleiner Tisch stand.

„In einer Viertelstunde kann serviert werden," sagte Körner zu dem harrenden Kellner.

Kaum hatte dieser sich entfernt, riß Körner seine junge Frau in die Arme. „Marianne — Kleine, Süße!"

Er küßte sie stürmisch und rief dann lustig: „So, Maus, nun wollen wir's uns gemütlich machen, gelt? Aber leg doch endlich den Hut ab!"

Richtig, den hatte sie noch auf, und den Reisemantel hatte sie auch noch an, und das kleine Reisetäschchen am Riemen hing noch an ihr.

Körner lachte hell auf. „Aber, Mädel! Und wie sie dasteht!“ Er faßte Marianne und wirbelte sie im Kreise herum. „Kleiner Haubenstock, steifer! Wirst du gleich ablegen und ein vergnügtes Gesicht machen! Rasch — Hut herunter, Mantel ab — so, ein braves Kind sein!“

Mechanisch nahm Marianne die lange Nadel aus dem Hut und legte ihn auf den Tisch, schob den Riemen des Ledertäschchens über den Kopf und zog den Mantel aus. Körner nahm ihr ein Stück nach dem anderen aus den Händen. Dann legte er den Arm um ihre Taille und führte sie in den Erker, an das gedeckte Tischchen.

„Ist das nicht hübsch, Schatz?“ sagte er lustig. „Da werden wir beide nun sitzen, wir zwei ganz allein.“ Er setzte sich an den Tisch und zog Marianne auf seine Knie. „Ganz allein!“ flüsterte er.

Da klopfte der Kellner an die Tür. Marianne sprang entsetzt auf und war mit wenigen Schritten in der Mitte des Zimmers. Dann lief sie zur Tür und öffnete selbst.

Der Kellner, gefolgt von einem zweiten, brachte die Platten und einen Kübel, aus dem ein vergoldeter Flaschenhals ragte. Mit jener gewissen angelernten Diskretion, die Hotelkellner gern zur Schau tragen, war in wenigen Augenblicken alles geordnet worden, und bald fand sich Marianne wieder allein ihrem Manne gegenüber, der sie mit komischer Grandezza zum Tische führte.

„Das erste gemeinsame Mahl, Marianne! Es wird mir schmecken, als ob du's schon selbst zubereitet hättest, denn ich habe furchtbaren Hunger.“

Über Mariannes stilles Gesicht flog nun doch ein leises Lächeln, als sie sah, mit welchem Eifer Körner ihr und dann sich selbst vorlegte. Obwohl sie nicht

hungrig war, zwang sie sich zum Essen, um ihn nicht wieder zu verstimmen.

Später, beim Konfekt, machte es ihr sogar Spaß, daß ihr Mann ihr ab und zu übermütig ein Stückchen in den Mund schob.

„Daß du zahm wirst, scheuer kleiner Vogel!" Damit sprang Körner auf, küßte sie zärtlich und griff dann nach der Sektflasche.

„Aber jetzt, Maus!" Mit lachendem Gesicht schwang er die Flasche hoch. Unwillkürlich rückte Marianne zur Seite.

„Wollen wir denn wirklich Champagner trinken?"

Da war wieder die Angst in ihren Augen. Wie eine Vision stieg's vor Marianne auf — ganz plötzlich stand das Bild der Mutter vor ihr. Mit unheimlicher Deutlichkeit hörte sie ihre Stimme, den etwas müden, schleppenden Ton. Und jedes Wort richtete sich tadelnd gegen Marianne, die während des Essens schon ein wenig sich beruhigt, sich nicht mehr gegen das warme Gefühl gewehrt hatte, das sich ihrer bemächtigen wollte.

Wie weggewischt war das alles! Körner hatte ihre Frage nur mit einem fröhlichen Lachen beantwortet. Das erschien Marianne plötzlich maßlos roh.

„So, paß auf, Maus — Champagner, der tut Wunder! Bum! Was? Das hat gekracht!"

Er lachte aus vollem Halse, weil Marianne mit entsetztem Gesicht in die Höhe gefahren war.

„Dummerchen! Bist erschrocken?"

Hastig goß er zwei Kelche voll, nahm dann beide, einen Marianne reichend.

„Also, Kleinchen, nimm! Auf unser Glück!"

Aber Marianne nahm den Champagnerkelch nicht. Alles Zureden und Bitten war vergebens.

„Also wenn du durchaus nicht willst — aber hübsch

ist das nicht, Marianne!" sagte Körner verdrossen und trank rasch nacheinander beide Kelche leer. Es war im ersten Augenblick etwas wie Zorn in ihm. Mußte sie ihm jede Stimmung stören! Aber wieder gewann die Güte, die den Grundzug im Wesen dieses lebensfrohen Mannes bildete, die Oberhand. Wieder sagte er sich: „Es muß ein langsames Werben sein. Allmählich wird die Dornenhecke weichen. Ich muß Geduld haben." Er faßte die Hände des jungen Weibes, drückte sie an seine Brust, und da er fühlte, wie Marianne bei seiner Berührung zusammenfuhr, sagte er zärtlich: „Marianne, kleine, liebe, dumme Marianne! Fürchtest du dich vor mir? Weißt du denn nicht, wie lieb ich dich habe, was du mir bist? Daß du mein, mein bist, ganz mein? Mein schlafendes Dornröschen, das ich wachküssen wollte. Davon habe ich geträumt Tag und Nacht — nun fürchtest du dich vor mir!"

Nach einer Pause fragte er mit leiser Stimme: „Soll ich dich allein lassen, Marianne? Bist du müde?"

Marianne schüttelte den Kopf und schmiegte sich halb unbewußt fester an ihn. Allein bleiben! Davor graute ihr. Richards gedämpfte Stimme, sein warmer Ton lösten ein fremdes Gefühl in ihr aus. Es bemächtigte sich ihrer ein so seltsames Drängen und Beben, dem Angstgefühl von früher nicht vergleichbar. Sie verstand sich selber nicht. Jetzt rief sie selbst die Mutter zu Hilfe, sie sollte ihr sagen, was da in ihr auf und ab wogte. Es war wie ein ängstliches Rufen in ihrer Seele.

Da hörte sie wieder die Stimme ihres Mannes: „Soll ich dich allein lassen, Kind?"

Mit einem jähen Ruck richtete sie sich auf und machte sich aus seiner Umarmung frei. „Ja, geh nur. Ich bin müde."

Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.

Sie sah nicht auf, als Körner wortlos zur Tür schritt, wo auf dem Sofa sein Überrock lag. Er nahm ihn auf und wandte sich dann um.

Marianne stand unbeweglich da mit schlaff herabhängenden Armen, den Kopf leicht gegen die Brust gesenkt.

Der Schein des elektrischen Lichtes huschte über ihr glänzendes Haar, flimmerte in den hellen Löckchen im Nacken, glitt schmeichelnd über den feinen Hals.

Wie sie dort stand, so mädchenhaft, so entzückend in ihrer Hilflosigkeit!

Mit einem Seufzer schloß Körner hinter sich die Tür. Doch gleich darauf riß er sie wieder auf. Er hatte einen dumpfen Fall vernommen.

Ohnmächtig fand er Marianne am Boden liegen.

7.

Die Reise ins Glück hatte eine jähe Wendung genommen — Marianne war mit einer Heftigkeit erkrankt, die Richard Körner mit Angst erfüllte. Einem Zustande tiefster Bewußtlosigkeit war eine Nervenkrise gefolgt, die in einem Weinkrampf ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien.

Der rasch herbeigerufene Arzt widerriet unbedingt eine Fortsetzung der Reise und verordnete möglichste Ruhe und Schonung. Im übrigen sei keine Gefahr vorhanden.

So entschloß sich Körner zur augenblicklichen Heimreise.

Marianne zeigte sich mit den Anordnungen zufrieden und überließ ihrem Manne stillschweigend alle Vorbereitungen zur Abreise. Während sie apathisch auf dem Sofa lag, ordnete Richard alles an, packte die

Koffer und befliß sich, alles zu vermeiden, was Marianne irgendwie aufregen konnte.

Nach einer leiblichen Eisenbahnfahrt, die Marianne in einem Zustande unklaren, fast gedankenlosen Hindämmerns verbrachte, kamen die jungen Eheleute gegen Abend heim.

Körner hatte dafür gesorgt, daß die Wohnung, der er voll freudiger Hoffnung auf Tage des Glückes den Charakter vornehmster Behaglichkeit verliehen, zum Empfange bereit sei. Nun genoß er schon im voraus eine fast kindliche Freude bei dem Gedanken an die Überraschung seiner Frau. Armes Ding! Wenn sie sich nur erst daheim eingewöhnt haben wird, dann wird auch alles gut werden!

Er sah im Geiste die weitgeöffneten Augen, das Schauen, das Staunen über all die unerwartete, in Licht getauchte Herrlichkeit; er hatte nicht vergessen, festliche Beleuchtung aller Räume anzuordnen. Fast feierlich führte er Marianne die breite Treppe zu der im ersten Stockwerke gelegenen Wohnung hinauf.

Als auf sein Klingeln geöffnet wurde, und er die Zögernde in das hellerleuchtete Vorzimmer schob, um sie dann, noch ehe sie abgelegt, durch alle Räume zu führen, da hatte er, der große starke Mensch, Herzklopfen wie ein Schuljunge. Eine erregende Angst war in ihm, ein zitterndes Hoffen, ob seine Erwartungen sich auch erfüllen würden. Jetzt mußte sich doch der Bann lösen, jetzt mußte Marianne ihm um den Hals fliegen, ihm zuflüstern: „Ich hab' dich lieb! Hier ist's schön, hier wollen wir glücklich sein!"

Aber nichts von alledem traf ein.

— — — — — — — — — — — — —

Marianne gewöhnte sich äußerlich überraschend schnell an ihr neues Leben, an ihre neuen Pflichten.

Sie war trotz der körperlichen Schwäche, die sie noch immer nicht verließ, eine aufmerksame Hausfrau, hielt die Wirtschaft musterhaft in Ordnung.

Auch gesellschaftlich überwand sie ihre Angst und Schüchternheit, lernte es bald, sich zwanglos zu bewegen. Man fand die junge Frau Doktor Körner ganz reizend.

All das ging besser, als Richard gehofft; nur eines blieb unverändert: ihr Verhältnis zu ihm. Sie war aufmerksam, freundlich, sie entzog sich ihm nicht; aber seine Zärtlichkeit fand kein Echo, nie kam sie von selbst, nie fand sie ein wärmeres Wort.

Wurde er einmal leidenschaftlich, dann glitt wieder der scheue Ausdruck des Entsetzens über ihr Gesicht, sie preßte die Lippen zusammen, als wollte sie einen Angstschrei unterdrücken.

Körner gab es endlich auf, auf diese Weise den Weg zu Marianne zu finden. Es wurde immer trüber und freudloser in seinem Hause.

Eines Abends war er im Theater gewesen. Aus dem brachte er wieder bessere Laune mit. Er pfiff sogar ganz vergnügt vor sich hin. Man hatte Shakespeares „Bezähmte Widerspenstige" gegeben. Das Stück mußte ihm ausnehmend gefallen haben.

Von da an nahm Körner sein altes Junggesellenleben wieder auf. Er verbrachte seine Abende im Klub und unter anderen Zerstreuungen — mit seiner Frau sah man ihn fast nie.

„Auch einer, der über seine Ehe zur Tagesordnung überging," sagte man. „Er hat sich zu rasch in die hübsche kleine Frau verliebt, sie geheiratet, aber ihm fehlt das Talent zum Ehemann, das wußte man ja."

8.

„Aaah!" — Es war ein herzhaftes Gähnen, das in einem tiefen Seufzer ausklang. Marianne ließ die rechte Hand mit dem Buche, in dem sie gelesen, sinken und seufzte nochmals tief auf.

Unbeachtet fiel das Buch auf den dicken Smyrnateppich, die Finger, die es gehalten, glitten gedankenlos über das weiche Eisbärenfell, das die Chaiselongue, auf der Marianne lag, bedeckte. Dann plötzlich kreuzte sie die Arme unterm Nacken; langsam wanderten ihre unruhigen Augen durch den elegant ausgestatteten kleinen Raum.

Dort in dem Buch, das sie eben achtlos beiseite geschoben, war solch ein Boudoir geschildert, ein „Liebesnest" nannte es der Autor, und eine reizende Liebesszene spielte darin. Ein mattblaues Zimmer — das ihre war schöner! Mariannes Blicke glitten forschend über die Tapeten, dann von einem Gegenstand zum anderen, so, als sähe sie alles heute zum ersten Male. Das matte Lila mit dem Goldgelb war viel, viel schöner! Der entzückende Toilettentisch mit den vielen zierlichen Tuben, Bürstchen, Kämmen aus mattgelbem Glas und Schildkrot mit ihren Initialen in Gold! Die prachtvollen Vorhänge, die Goldtapete mit den lila Ranken, der in den gleichen Farben gehaltene Teppich, die hohe Stehlampe mit dem gelben Seidenschirm, das Ruhebett mit dem mächtigen Eisbärenfell — alles war weit schöner! Und es war ihr bisher nie aufgefallen, mit welch auserlesenem Geschmack Richard gerade ihr Zimmer eingerichtet hatte. Seltsam!

Wieder seufzte Marianne, als ihr Blick das am Boden liegende Buch streifte. Schöner war ja ihr Zimmer, aber — die junge Frau des Romans paßte

viel besser in den Rahmen des Bildes. Die trug einen duftigen, mattblauen Morgenrock.

Mariannes Blick glitt mit einem seltsamen Ausdruck über ihr düsteres Hauskleid. Wie ein dunkler Fleck sah sie aus in dem hellen, luftigen Zimmer, das eine warme Heiterkeit ausströmte, in die der dunkle Fleck durchaus nicht paßte. Und drinnen im Schranke hingen zwei entzückende Morgenröcke, einer aus gelbem, der andere aus lila Crêpe de Chine, duftig wie ein Hauch.

„In ihnen sollst du dein Reich beherrschen, kleine Fee!" hatte ihr Richard gesagt, als er ihr alle die Schätze gezeigt.

Und sie? „So etwas trägt keine anständige Frau!" hatte sie brüsk erwidert. Und bis heute hingen die duftigen Kleider unbeachtet im Schranke.

Wieder ein tiefer Seufzer und ein böser Blick nach dem Buche. Die dort, die war viel vernünftiger wie sie. Die langweilte sich gewiß nicht so entsetzlich.

Ja, ja, ja — langweilig war's! Bodenlos, unerträglich langweilig und eintönig!

Marianne setzte sich aufrecht und rieb sich die Augen. Was hilft ihr das schöne Boudoir! Sie ist allein und langweilt sich. Die dort im Buch langweilt sich nicht, die ist glücklich. Die wird verhätschelt, geliebkost, die ist nicht allein.

Plötzlich sprang Marianne auf und ging hastig zum Fenster, so schnell, als wollte sie ihren Gedanken davonlaufen, die ihr auf einmal so siedend heiß gemacht.

Was ging denn nur seit einiger Zeit mit ihr vor! Sie verstand sich selbst nicht mehr. Am Ende war sie krank, daß ihr so viel tolles Zeug durch den Kopf wirbelte und ein Roman ihr die Ruhe nahm.

Aber das war ja nicht der Roman. Nicht seit heute erst war sie so unruhig, zerfahren, nervös. Und immer

in Erwartung. Eine stete Spannung in ihr. Früh, wenn sie die Augen aufschlug, gleich war es da, das seltsame Gefühl, und wenn sie Richards Schritt hörte, bekam sie Herzklopfen. Die Erwartung verschlug ihr fast den Atem: „Jetzt kommt er — jetzt!“ — Aber er kam nicht, er ging pfeifend an ihrer Tür vorüber. Wenn er nur dieses entsetzliche Pfeifen lassen wollte!

Marianne preßte den Kopf an die Scheiben und zwang ihre Gedanken gewaltsam, sich auf das zu ihren Füßen dahinhastende Straßenleben zu konzentrieren.

So viel Schnee fiel. Alles war schon weiß — in ein paar Stunden. Noch gestern heller Sonnenschein, ein herrlicher Spätherbsttag, und heute tiefer Winter.

Wieder ein Seufzer. Im Leben geht's oft so. Von heute auf morgen ein ganz anderes Bild. Heute ist man noch stolz auf etwas, tut sich Gott weiß was darauf zu gute, und morgen begreift man sich nicht, kommt sich dumm, läppisch, albern vor.

Langsam schritt Marianne vom Fenster weg ins Zimmer hinein, in dem es schon sehr dunkel war, trotz der frühen Nachmittagsstunde.

Der Sturm rüttelte an den Fenstern, daß die Scheiben klirrten. Marianne fuhr nervös zusammen, schob sich einen kleinen Sessel vor den Kamin und kauerte sich hinein. Gleich darauf sprang sie auf, lief zu den Fenstern und zog hastig die Vorhänge zusammen. Sie mag das traurige Herbstbild nicht sehen. Nun wird's wieder Winter. Endlose, einsame Abende!

Plötzlich springt sie auf und läuft erregt hin und her. Ja doch, ja, ja, ja: sie allein ist an allem schuld, sie ganz allein. Sie ist unverzeihlich töricht gewesen, sie hat Richard in seinen heiligsten Gefühlen verletzt.

Aber konnte man das wirklich Schuld nennen. Warum gab Richard sie so rasch auf? Warum ging er

seit Monaten wie ein Fremder eigene Wege und ließ sie allein? Er ist doch ihr Mann! Wenn nicht er, wer hilft ihr denn in dem schweren Kampf, den sie seit Wochen gegen sich selbst kämpft? Warum ist er nicht bei ihr?

Da begann also seine Schuld! Dornröschen nannte er sie, wachküssen wollte er sie, und weil die Dornenhecke schwerer zugänglich gewesen, die Dornen ihm ein wenig die Finger ritzten, gab er so rasch den Vorsatz auf und überließ das arme Dornröschen ihrem Schicksal.

Marianne hielt in ihrem Dauerlauf inne. Nein, sie schlief nicht mehr! Wie heißer Trotz quoll es in ihr auf. Die kleine Marianne vergaß auf einmal, daß sie selbst es war, die die Dornenhecke um sich immer wieder erneuert hatte.

Plötzlich schlug Marianne die Hände vors Gesicht und schluchzte. Wenn Richard doch nur käme und gut sein, sie wieder liebhaben, sie streicheln, sie küssen wollte! Sie hatte solche Sehnsucht nach ein bißchen Zärtlichkeit, die kleine Marianne.

Da fuhr sie ganz verstört in die Höhe; sie hatte nicht gehört, daß die Tür geöffnet worden, und Körner in ihr Zimmer getreten war.

„Ist's denn schon so spät, daß du nach Hause kommst?" stammelte sie, bemüht, im Dunkeln die Züge seines Gesichtes zu erforschen.

„Es ist sieben Uhr. Scheinst dich ja glänzend zu unterhalten, daß du nicht merkst, wie die Zeit verfliegt." Seine Stimme klang spöttisch. „Eine sonderbare Idee, so im Finstern zu sitzen!" Rasch drehte er die elektrische Stehlampe auf. „Du schläfst wohl den ganzen Tag?"

„Dornröschen!" sagte Marianne halblaut und erschrak gleich darauf furchtbar, daß ihr gerade dieses Wort entwischt war.

Körner sah mit einem kurzen Blick hinüber zu ihr, die mit tiefgesenktem Kopfe am Kamin stand, und lachte leicht auf.

„Du gabst mir ja den Namen einmal," sagte sie ganz leise. Wie eine scheue Bitte klang's.

Aber Körner hatte kein Ohr mehr für die feinen Nüancen der weichen Stimme. „Wozu reden wir über solchen Unsinn! — Willst du die Güte haben, mir meinen Frackanzug vorbereiten zu lassen, während ich die Post nachsehe?"

Es klang eine so eisige Abwehr aus dem gleichgültigen Ton seiner Stimme, daß Marianne wie unter einem Hieb zusammenzuckte. Ihr Gesicht war tief erblaßt, als sie ihn fragend ansah.

„Ja, ja — ich gehe zu Oberländers. Wir haben uns verabredet. Und morgen ist Hausball bei Oberländers."

Marianne ging langsam zur Tür mit seltsam müden, schweren Schritten. Sie sah nicht auf, als sie an Richard vorbeischritt, obwohl sie unwillkürlich an seine Hand anstreifte, und ihr das Blut wie siedend zum Herzen schoß bei der Berührung. An der Tür stockte sie, ihre Hand umschloß krampfhaft die Portiere, es schrie etwas wild in ihr auf. „Laß ihn nicht fort, sag ihm, er soll bei dir bleiben, sag's ihm!" So schoß es ihr durch den Kopf.

Körner pfiff den neuesten Gassenhauer, sah sich gar nicht nach ihr um.

Hastig lief Marianne hinaus und biß die Zähne aufeinander, um gegen das Schluchzen anzukämpfen, das sie in der Kehle würgte. Der Mann und sie — nein, er fand den Weg nicht mehr zu ihr — nie mehr!

Und „Nie mehr!" klang es in der Seele der einsamen Frau, die am Fenster stand und dem Wagen nachsah,

der ihren Gatten eine halbe Stunde später davontrug, dem Leben, dem Genuß entgegen.

Erst kämpfte sie noch mit dem Schluchzen, das ihr wie eine würgende Faust an der Kehle saß; aber dann trat sie heftig mit dem Fuße auf und warf den Kopf zurück. Nein, sie wird sich nicht grämen, sie wird nicht dumm sein und Verlorenem nachtrauern! Er hat sich abgefunden. Gut, sie wird sich auch abfinden.

Mit zusammengezogenen Brauen sah sie nach der Tür. Zu Oberländers also geht er! Er geht immer mit Oberländers. Und sie ist bildschön, diese Frau Yella! — O, sie ist nicht so dumm, die kleine Marianne! Sie weiß schon, warum neulich die alte Exzellenz Moser ihr so mütterlich die Wange geklopft und gesagt hatte: „Wie alt sind Sie eigentlich, meine liebe kleine Frau Doktor? Das reine Baby! Aber Sie sollten Ihrem Manne nicht so viele Freiheit lassen, kleine Frau, Männer muß man kurz halten, sonst machen sie Dummheiten!“ Sie hatte gutmütig gelacht dazu, die alte Frau, aber Marianne begriff ganz gut, daß sie nur aussprach, was andere dachten. O, sie hatte manches gelernt, die harmlose Marianne, sie wußte, daß man über sie und Richard zischelte. Schon als diese Yella noch Mädchen war, galt Richard als ihr Verehrer. Das hatte er ihr selbst erzählt und dabei auch gesagt: „Du siehst ihr ähnlich, Maus, brauchtest nur das Haar so zu tragen wie sie. Du hast übrigens frischere Farben, also doch etwas vor ihr voraus.“

Mit zwei Schritten war Marianne vor ihrem Toilettentisch. Mit zitternden Händen riß sie die Nadeln aus dem prächtigen Haar, das sie nach alter, gewohnter Art schlicht in zwei Zöpfen um den Kopf gelegt trug. Hastig flocht sie das Haar auf, teilte es in der Mitte,

zog es tief über die Ohren und steckte es dann in einem tiefen Knoten im Nacken fest.

Wie Yella Oberländer!

Verwundert sah Marianne auf das entzückende Madonnenköpfchen in dem feingeschliffenen Spiegel. Gierig, mit angstvollen, kritischen Augen studierte sie Zug um Zug.

Und dann schlug sie beide Hände vors Gesicht. „Ich bin doch auch schön! Ja, ja, ja — ich bin schön und jung, jünger als sie! Und er mag mich nicht mehr!"

9.

Müde und übernächtig saß Doktor Körner am nächsten Morgen am Frühstückstisch, wie gewöhnlich allein, da Marianne erst später aufzustehen pflegte. „Bin nur neugierig, wie lange die Belagerung noch dauert," brummte er vor sich hin.

Plötzlich horchte er auf. Die Tür war gegangen. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht.

Hastig, ohne Richard anzusehen, kam Marianne herein und setzte sich ihm gegenüber. Es lag eine künstliche Ruhe auf ihrem ein wenig blassen Gesicht.

„Du bist schon auf?" fragte Körner mit nicht übel gespielter Gleichgültigkeit.

„Ja," sagte Marianne, ohne aufzublicken. „Ich wollte dich sprechen, ehe du ausgehst."

„Etwas Besonderes?"

„Ja!" Marianne atmete tief auf. „Ich möchte heute abend mit dir auf den Hausball bei Oberländers gehen. Ich will mich auch unterhalten, ich will — ich — ich werde nicht mehr so dumm sein und immer zu Hause stecken!"

Richard lehnte sich zurück. Herrgott, wie entzückend

der Kleinen der Trotz zu Gesichte stand! „Jetzt willst du? Ja, es wird aber doch wohl kaum gehen."

„Jetzt willst wohl du nicht mehr?" fiel Marianne heftig ein, ihre Wangen glühten. „Aber —"

„Ich weiß nicht, warum du dich aufregst," meinte Richard, sich selbst mit aller Gewalt Ruhe aufzwingend. „Denk doch einmal, wo willst du denn in ein paar Stunden ein Ballkleid herkriegen?"

„Ich habe doch mein Brautkleid."

„Ja, dein Brautkleid — das hast du wohl. An das dachte ich nicht." Er sah, wie Mariannes Augen leuchteten, genau wie die eines Kindes, das im Begriffe ist, seinen Willen mit aller Gewalt durchzusetzen.

„Ich brauche ja oben nur den Einsatz herauszunehmen und die Ärmel zu kürzen — das macht mir Lisette in einer Stunde. Ich werde Blumen nehmen, frische Blumen."

Körner trommelte nervös mit den Fingern auf der Tischplatte. Es war ein so stürmisches Wühlen in ihm. Am liebsten hätte er das junge Weib an sich gerissen.

Aber nein — nein! Nur jetzt den Kopf nicht verlieren! So ruhig, daß Mariannes ungeübtes Ohr das leise Beben seiner Stimme nicht wahrnahm, sagte er: „Ich werde dich selbstverständlich nicht abhalten, den Ball zu besuchen. Sei also gegen neun Uhr fertig, ich bestelle den Wagen."

„Kommst du zu Mittag nicht nach Hause?"

„Nein — ich habe auswärts zu tun. — Adieu, Marianne."

Ein kühler Händedruck wie sonst, und Richard ging rasch davon. Es war die höchste Zeit. Lange wäre es ihm kaum mehr gelungen, die Komödie zu spielen.

Marianne saß und starrte mit finster zusammengezogenen Brauen nach der Tür, die er hastig zu-

gezogen. Enttäuschung, Empörung, ein irres Staunen hielten sie gefangen. Ihr erster Gedanke war: „Er hat nicht einmal bemerkt, daß ich das schöne Morgenkleid anhabe, und daß ich anders frisiert bin!“

Und dann legte sie wie ein Kind die Arme auf den Tisch, den Kopf darauf und schluchzte fassungslos.

* * *

Um acht Uhr Abends saß Marianne schon fix und fertig angekleidet da und wartete.

Warten? Auf wen warten? Auf Richard? Darum dieses Zerren in ihr, weil sie auf ihn wartete. Aber — tat sie denn das? Nein, nein — auf ihn wartet sie nicht, o nein, ihm ist sie ja gleichgültig, ganz gleichgültig! Er hat nicht einmal Augen für sie, es ist ihm nicht einmal recht, daß sie mitgeht!

Sie stand auf und trat vor den hohen Spiegel. In weichen Falten floß die helle Seide um ihre zierliche Figur. Entzückend sah sie aus — gerade so wie an ihrem Hochzeitstage.

Sie lief im Zimmer auf und ab. Richard kam noch immer nicht.

Plötzlich stürzte sie wie gejagt hinüber in sein Arbeitszimmer. Eine wahnsinnige Angst, eine sinnbetörende Sehnsucht bestürmte sie. Ihr war, als hielte sie's nicht aus bei sich drüben, als könnte sie nur wieder Ruhe gewinnen in dem Raum, in welchem der Mann, dem sie so wehe getan, so viele einsame Stunden verlebte.

Durch ihre Schuld — nur durch ihre Schuld!

Es würgt Marianne im Halse, sie möchte laut aufschreien vor Weh, wie sie da im schimmernden Ballkleid in dem dunkeln Zimmer steht, das erfüllt ist von seinem Wesen. Sein Parfüm umschmeichelt sie, ein leiser Zigarettenduft, der in der Luft liegt, bringt ihr

den Mann, nach dem sie sich jetzt so sehnt, fast körperlich nahe.

Wie lange Marianne so gestanden — sie wußte es nicht. Wußte nicht, ob es Stunden, ob es Jahre gewesen. Nur daß sie eine andere geworden, daß etwas Großes, Beseligendes und doch tief Schmerzliches mit einem jähen Blitz das verworrene Dunkel ihrer Seele erhellt hatte, und daß sie geblendet die Augen schloß vor dem grellen Licht — das fühlte sie.

Sie liebte ihren Mann! Sie liebte ihn abgöttisch, grenzenlos, hatte ihn immer geliebt — nur sich selbst nicht verstanden.

„Richard!" Halberstickt murmelte sie den Namen voll heißer Zärtlichkeit.

Als die Tür plötzlich geöffnet wurde, schrak Marianne entsetzt auf.

Körner kam langsam herein, machte Licht und starrte mit angehaltenem Atem auf sein junges Weib, das mit blassem Gesichte, wie eine weiße Lichtgestalt, umflossen von schimmernder Seide, vor ihm stand.

Er stürzte vor und erfaßte die warme, bebende Hand Mariannes, die sich ihm bittend entgegenstreckte. Er fühlte, wie sich's um ihn zu drehen begann. Ein Aufjauchzen war in ihm.

Aber da klang es auch warnend: „Noch nicht! All das kann Zufall sein!"

Und so stark war das Gefühl, daß er sich in die Höhe reckte und mit fast strafender Stimme fragte: „Du bist hier?"

Marianne sah nicht auf, ihr Kopf neigte sich tiefer über die unter raschen Atemzügen bebende Brust, über ihre Wangen ergoß sich flammendes Rot.

Richard wich langsam zurück, seine Augen verschlan-

gen das Bild des jungen Weibes, das da vor ihm stand im bräutlichen Weiß.

Marianne fühlte den Blick. Langsam richtete sie sich auf, hob den Kopf, ihre Augen suchten die seinen. „Richard!“ rief sie stürmisch, und schon schlang sie ihre weichen Arme um seinen Hals.

„Mein Weib!“ flüsterte der Mann voll leidenschaftlicher Innigkeit. Und jetzt war nicht der stolze Blick des Überwinders in seinen Augen, nein — nur der Ausdruck des echten, wahren Glückes, das vom Herzen kam.

„Dein Weib!“ Zum ersten Male drang ein solcher Ton von Mariannes Lippen an sein Ohr. Ihr Bekenntnis, ihre Bitte um Verzeihung, ihre Liebe — alles lag in dem einen Tone.

Die Schnecke als Leckerbissen.

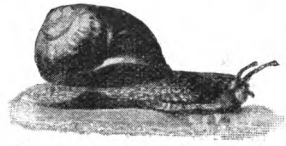
Eine gastronomische Plauderei von R. Zollinger.

Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

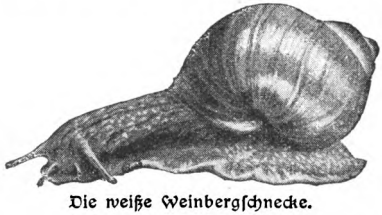
In der Rue Montorgueil zu Paris, nahe den großen Zentralmarkthallen, ladet ein sauber und appetitlich aussehendes Restaurant von ganz eigener Art den Passanten zum Rasten ein. Das Schild über der Tür trägt die Bezeichnung „à l'escargot" (zur Schnecke), und zwei riesige vergoldete Weinbergschnecken zur Rechten und Linken des Portals bilden die weiteren Wahrzeichen des Etablissements. Denjenigen aber, der über den besonderen Charakter der Erfrischungsstätte trotzdem noch im Zweifel sein sollte, belehren die in Körben und Glaskästen vor dem Eingang aufgestapelten Weichtiere, daß es sich hier nicht etwa um symbolische Andeutungen bezüglich der Schnelligkeit der Bedienung oder dergleichen, sondern um die Kennzeichnung einer echten und rechten Schneckenspeiseanstalt handeln soll.

Tatsächlich ist die Restauration „zur Schnecke", wenn nicht das einzige, so doch das bekannteste seiner Art in Paris. Es darf sich der vornehmsten Kundschaft rühmen, da nicht nur die sehr zahlreichen einheimischen Liebhaber dieser kulinarischen Spezialität, sondern auch die Fremden, denen die Schnecke bisher ein Fremdling auf der Speisekarte gewesen ist, mit Vorliebe ihre Schritte hierher zu lenken pflegen. Für reisende Amerikaner und Engländer ist es nachgerade schon zu einer unvermeidlichen Programmnummer geworden, bei

Lecomte in der Rue Montorgueil ein oder zwei Dutzend Schnecken mit einer Flasche Chablis hinunterzuspülen, und wenn auch mancher, dem die schleimigen Tierchen zum ersten Male im Leben serviert werden, nicht ohne eine Empfindung leisen Grauens und nur unter Aufbietung seines ganzen Mannesmutes daran gehen mag, sie mit dem eigens zu diesem Zweck geschaffenen Instrument aus ihrem niedlichen Gehäuse hervorzuziehen, so dürfte sich doch kaum jemand unbefriedigt vom Mahle erheben. Denn ohne in die überschwenglichen Lobeshymnen derer einzustimmen, die die Schnecke in Bezug auf Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit weit über die Auster stellen wollen, darf man doch getrost behaupten, daß sie ein sehr annehmbares Genußmittel darstellt und nach Lebensweise und Aussehen sicherlich nicht unappetitlicher ist als so manches Getier, das längst einen unbestrittenen Ehrenplatz auf unserem Küchenzettel einnimmt.



Die „kleine Graue" (petit gris).



Die weiße Weinbergschnecke.

In Frankreich begreift man den häufig sehr drastisch geäußerten Widerwillen des Nordländers gegen diese Speise denn auch ebensowenig wie in vielen Gegenden Süddeutschlands, wo die Weinbergschnecke nicht nur gegessen, sondern auch in großen Mengen als ein sehr lohnender Ausfuhrartikel gezüchtet wird. Von den beiläufig 200 Millionen Stück, die allein in Paris jährlich konsumiert

werden, kommt der bei weitem größte Teil aus Deutschland und aus der Schweiz, da die in Frankreich bestehenden Schneckengärten und Schneckenfarmen, obwohl ihre Zahl ständig zunimmt, der Nachfrage nicht entfernt zu genügen vermögen.

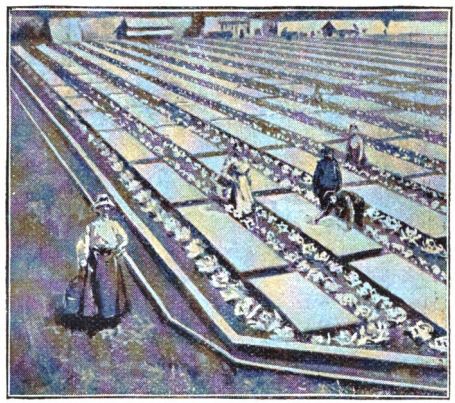
Von den unzähligen Arten der namentlich um der sprichwörtlichen Langsamkeit ihrer Fortbewegung willen so oft genannten Weichtiere sind es eigentlich nur zwei, die als Nahrungsmittel in Betracht kommen, eine wohlfeile Art mit dunklem Gehäuse und von geringer Körpergröße, die in Frankreich als „petit gris“ (kleine graue) bekannt und wegen ihrer Billigkeit namentlich bei der ärmeren Bevölkerung beliebt ist und die große weißliche Weinbergschnecke, die sich bis zu sehr stattlichem Leibes- und Gehäuseumfang heranmästen läßt.

Nach Photogr. von Clarke & Hyde, London.
Für den Straßenbedarf bereitgestellte Schnecken.

Die aus Deutschland eingeführten Schnecken gehören fast ausschließlich der letzteren Gattung an. Sie sind zumeist in Fässer verpackt, deren jedes 10,000 Stück fassen kann, und der Preis, der nach der Jahreszeit wechselt, beläuft sich auf durchschnittlich 12 Mark für 1000 Stück.

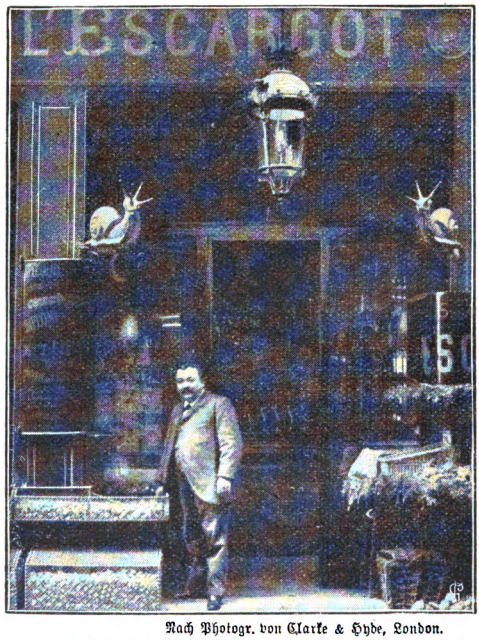
Die Züchtung und Mästung erfolgt, wie schon erwähnt, in eigens zu diesem Zweck angelegten Schneckengärten, von deren Einrichtung die untenstehende Abbildung unseren Lesern eine Vorstellung geben mag.

Die Anlagekosten sind nicht gerade beträchtlich, aber nicht jeder Boden ist in gleicher Weise dazu geeignet. Er muß, wenn die Tiere nach Wunsch gedeihen und sich vermehren sollen, ziemlich kalkhaltig sein. Auch darf es niemals an der nötigen Aufmerksamkeit fehlen, um die Schnekken vor der Einwirkung großer Hitze zu schützen, gegen die sie besonders empfindlich sind und die leicht eine Massensterblichkeit im Gefolge haben kann. Die Einrichtung besteht im wesentlichen aus einer Anzahl niedriger, nur wenige Zoll hoher Holzkästen, die am zweckmäßigsten ungefähr 6 Fuß lang und halb so breit sind. Ihren Bodenbelag bildet ein Moospolster, das bei den genannten Abmessungen für etwa 2000 Schnecken ausreichend ist. Sie pflegen den größeren Teil des Tages auf ihrem bequemen, kühlen und dunklen Lager zu verbringen und sich erst nach Sonnenuntergang in den ausschließlich für sie reservierten Gemüsegarten zu begeben, um ihren erstaunlich ausgiebigen



Teil eines Schneckengartens.

Appetit zu befriedigen. Rings um jeden Kasten ist eine Anzahl von Kohlstauden gepflanzt, an deren saftigen Blättern sich die schleimige Gesellschaft ganz nach Gefallen gütlich tun kann. Durch eine niedrige Umfriedigung ist allen leichtfertigen Wandergelüsten ein



Nach Photogr. von Clarke & Hyde, London.
Das Restaurant „zur Schnecke" in Paris.

Riegel vorgeschoben, aber bald nach Sonnenaufgang müssen die gesättigten Tiere gesammelt und in ihre Behälter zurückgegeben werden, um sie der verderblichen Einwirkung der Sonnenstrahlen zu entziehen. Es gibt Schneckengärten, die bis zu 1700 Kästen aufzuweisen haben, und ihre Bewirtschaftung macht sich

bei der immer vorhandenen regen Nachfrage recht gut bezahlt.

In Schwaben, namentlich in der Gegend von Ulm, hat diese eigenartige Viehzucht bei den Besitzern geeigneter Bodenflächen besonderen Anklang gefunden, und von hier aus gehen alljährlich im Beginn des Winters große Transporte in das Ausland.

Nach Photogr. von Clarke & Hyde, London.

Das Hinzufügen der Butterpaste bei der Zubereitung.

Bekanntlich zieht sich die Schnecke beim Eintritt der rauhen Jahreszeit, übersättigt von den mancherlei materiellen Freuden des Sommers, in ihr Haus zurück und schützt sich gegen unberufene Eindringlinge oder sonstige unerwünschte Störung dadurch, daß sie die einzige Eingangstür mit einem soliden Kalkdeckel verschließt. In diesem Zustande bedarf sie keiner anderen Wartung mehr als der Unterbringung an einem nicht

zu warmen und nicht zu kalten Orte. Sie kann ohne Schaden monatelang aufbewahrt und auf weite Entfernungen hin versandt werden.

Durchschnittlich braucht die große Weinbergschnecke vier Jahre, um ihre höchste Beleibtheit und ihren feinsten Wohlgeschmack zu erreichen. Der Züchter erkennt das an gewissen Zeichen, die das Gehäuse aufweist, und er hält darauf, möglichst nur die voll ausgewachsenen Exemplare für den Verkauf auszuwählen.

Die Zubereitung ist eine sehr einfache, da sich der Feinschmecker den besonderen Geschmack seines Leckerbissens nicht gern durch zu viele Zutaten beeinträchtigen läßt. In dem oben erwähnten Pariser Restaurant verfährt man wie folgt: Die Schnecken werden zunächst in stark kochendes Wasser geworfen, um sie zu töten und um den Kalkdeckel zur Lösung zu bringen. Dann zieht man sie aus dem Gehäuse, entfernt Kopf und Eingeweide und wäscht sie sehr gründlich, um sie von allem anhaftenden Schleim, den die Schnecke bekanntlich aus zahlreichen Drüsen in großer Menge absondert, zu befreien. Dann werden die so gereinigten Tiere zwei Stunden lang bei mäßigem Feuer gekocht und endlich unter Hinzufügung einer Paste, deren Zusammensetzung das Geschäftsgeheimnis des Herrn Lecomte ist, in das Gehäuse zurückgegeben, um auf silbernen Platten den Gästen möglichst heiß serviert zu werden. Der Hauptbestandteil der erwähnten Paste ist frische Butter, ihre grünliche Färbung aber dürfte sie einem Zusatz von Petersilie verdanken, während der Geschmack darauf schließen läßt, daß außerdem auch Knoblauch und feingehackte Schalotten zur Verwendung gelangt sind.

Manche Gourmands geben der grillierten Schnecke den Vorzug, das heißt, sie lassen sie in ihrem Gehäuse, nachdem die Paste zugesetzt ist, etwa fünf Minuten

lang auf dem Rost braten. Aber es geht mit diesen gebratenen Schnecken wie mit den gebackenen Austern, von denen die verständigen Verehrer der schmackhaften Schaltiere durchaus nichts wissen wollen, während die

Nach Photogr. von Clarke & Hyde, London.
Im Schneckenrestaurant.

Gelegenheitsaussterneisser bei ihrem Genusse meist in helles Entzücken geraten.

Zu Nutz und Frommen unserer mit der Schneckenküche noch nicht vertrauten Leserinnen will ich schließlich auch zwei Rezepte aus einem süddeutschen Kochbuche geben, die von der oben angeführten Bereitungsweise in etwas abweichen.

Sie lauten für gefüllte Schnecken: Die noch fest-

geschlossenen Schnecken werden gewaschen und eine Stunde in Salzwasser gekocht, bis man den aufgesprungenen Deckel leicht entfernen kann; dann zieht man sogleich, solange sie heiß sind, die Schnecken mit einer Spicknadel heraus und schneidet Kopf und Eingeweide weg. Zu 25 Schnecken nimmt man 50 Gramm Butter, läßt sie zergehen, gibt vier Sardellen, die man mit Schalotten und Petersilie fein wiegt, sowie eine Handvoll Semmelbröseln, etwas Pfeffer und zwei Löffel sauren Rahm dazu und füllt davon in die ausgewaschenen Gehäuse, gibt die gereinigte Schnecke darauf, macht sie mit der Fülle eben voll, bestreut sie mit Bröseln, stellt sie in einer Bratpfanne in das Rohr und läßt sie eine Viertelstunde langsam backen.

Für Schneckensuppe: Zehn Schnecken werden so lange in sprudelndem Wasser gekocht, bis der Deckel sich leicht abheben läßt, dann nimmt man sie aus dem Gehäuse, löst die Eingeweide und die sich hinten befindende Galle ab, wäscht mit Salzwasser alles Schleimige ab und kocht sie in Salzwasser weich. Nun wiegt man sie nebst Petersilie, Zwiebeln und Zitronenschalen, dünstet sie in 50 Gramm Butter, staubt anderthalb Löffel Mehl dazu, gießt sie mit Wurzelbrühe oder Wasser auf, gibt Salz und etwas Muskatnuß daran und läßt sie gut durchkochen. Man frikassiert sie mit einem Ei und gibt gebähte oder gebackene Semmelschnitten dazu.

Mit dem einen oder dem anderen dieser Rezepte möge es die Leserin immerhin einmal versuchen; wir fürchten nicht, daß sie damit das Mißfallen ihrer Tischgäste erregen könnte, wie groß auch immer das Vorurteil derselben gegen die Schnecke als Leckerbissen gewesen sein mag.

Mein Reformkleid.

Humoreske aus dem Familienleben von Paula Graßberger.

▽ ▽ (Nachdruck verboten.)

„Verrückt, rein verrückt! — Diese Gestalten — Zerrbilder der menschlichen Erscheinung! Diese Kleider — ein Hohn auf alle Hygiene und Ästhetik!“

Mein sonst ganz sanftmütiger Gatte sitzt mir gegenüber in seinem Schaukelstuhl, blättert in dem neuesten Modejournal und knurrt eine ingrimmige Bemerkung nach der anderen hervor.

„In der Mitte heillos zusammengeschnürt, daß man meinen könnte, der weibliche Körper bestehe aus zwei Teilen und könne jeden Augenblick auseinanderbrechen, oben einen steifen hohen Kragen, der jede Anmut der Kopfbedeckung verhindert, unten eine Schleppe, damit nur ja der Staub recht aufgewirbelt wird, und die Bazillen hübsch in die Wohnräume getragen werden! Als Krone des Ganzen aber eine Kopfbedeckung, deren Aufputz nach allen Windrichtungen auseinanderzufahren scheint! — Das nennt man eine elegante, moderne Toilette, für das gibt man ein Heidengeld aus und glaubt durch solch lächerlichen Aufzug den Männern zu gefallen! — O über die weibliche Dummheit, gegen die keine Vernunft aufkommt! Und da verlangen die Frauen noch Gleichberechtigung! Solange solcher Blödsinn Nachahmung findet, werde ich sie immer als geistig minderwertige Wesen betrachten.“

„Anwesende sind hoffentlich ausgenommen,“ wage ich schüchtern einzuwenden.

„Nein!“ schnaubt er zurück.

„Warum nicht?“ frage ich lächelnd. „Ich bin weder geschnürt, noch trage ich Toiletten, die ein Heidengeld kosten und die Blicke anderer Männer auf sich lenken, auch setze ich keine Explosionshüte auf, wie du sie nennst. Also, wozu ereiferst du dich? Über andere Frauen? Die gehen dich doch nichts an! Sei froh, daß du eine so Gescheite hast!“

„Gescheit — gescheit!“ brummt er. „Wer überhaupt ein Mieder anzieht, ist niemals gescheit! Solange du solch einen Folterapparat trägst, der schon den größten Schaden angerichtet hat, bist du gerade so wie alle anderen!“

„Du bist heute nicht höflich!“

„Entschuldige, aber wenn ich auf dieses Thema komme, hört bei mir die Galanterie auf! So viel wird gegen das Korsett gepredigt, die Ärzte sagen bei jeder Gelegenheit, daß neunzig Prozent aller weiblichen Krankheiten nur vom Schnüren herrühren, Künstler stellen sich in den Dienst der Sache und entwerfen Kostüme, die kleidsam, gesund und graziös sind — alles umsonst! — Gib doch einmal das Reformmodenalbum her, das ich dir neulich gebracht habe, und vergleiche diese Trachten mit den anderen! Diese sind schön, vorteilhaft, vernünftig — jene sind Karikaturen, häßlich bis zur Absurdität! Warum ziehst du dich nicht auch so an? Gerade dir, mit deiner Erscheinung, die etwas zur Fülle neigt, würde solch ein Kleid viel besser stehen!“

Ich fahre auf, verteidige mich und mein Korsett, das nicht den leisesten Druck ausübt, führe ihm ein paar bekannte Reformkleiderhexen vor Augen, deren Aussehen niemand zur Nachahmung begeistern kann, aber mitten im ärgsten Widersprechen schleicht sich der

Gedanke ein: Hat er nicht am Ende doch recht? Er hat ja schon manchmal recht behalten, obwohl ich es anfangs auch nicht zugeben wollte!

Während ich noch alle möglichen Gründe gegen die Reform ins Treffen führe, keimt ein Plan in meinem Hirn: Wie wär's, wenn ich es auch einmal damit versuchte?

Ehrlich gestanden, ist das Mieder, selbst wenn es noch so sorgfältig nach Maß gearbeitet ist, kein ganz gemütliches Kleidungsstück, wenigstens nicht für mich, die — nun dem verschwiegenen Papier kann ich es schon anvertrauen — volle 72 Kilo wiegt. Warum würde ich es sonst des Abends öfters ablegen und mich in ein bequemes Hauskleid hüllen?

Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr leuchtet mir alles ein, was mein Mann über den Zwang des Korsetts, die unbequemen Stehkragen und die lästigen langen Röcke gesagt hat. Bald steht der Entschluß fest: aus dem hübschen lichten Seidenstoff, den er mir neulich verehrte, will ich mir ein Reformkleid machen lassen, und beim nächsten Gartenkonzert ziehe ich es an, um ihm eine freudige Überraschung zu bereiten!

Mit einem Male bin ich ganz Feuer und Flamme für die neue Idee und erblicke mich schon im Geiste im losen Gewande, das mich in malerischen Falten umfließt und in seiner edlen Einfachheit an griechische Vorbilder erinnert. —

Nun gleich aber mit dem Stoff zur Schneiderin!

Die spricht mir zuerst huldvoll ihre Anerkennung über die Wahl des Musters aus und erkundigt sich dann nach der Machart. Als ich aber sage: „Reformkleid" und ihr voll Überzeugung meine neugewonnenen Ansichten über vernunftgemäße Frauentracht erläutern will, fängt sie an zu klagen und zu jammern.

„Aber, gnädige Frau, das ist doch jammerschade um den schönen Stoff! Ein Reformkleid schaut immer so ähnlich wie ein Morgenrock aus, kein Mensch wird es in kurzer Zeit mehr für die Straße tragen, das können Sie mir glauben! Gnädige Frau würden es sicher bald bereuen, und ich müßte dann das Kleid gewiß wieder umarbeiten."

Sie redet wie ein Wasserfall, um mich von meiner Idee abzubringen, aber ich werde nicht wankend.

„Also, wenn es schon durchaus sein muß, dann aber wenigstens kein Reformkleid, sondern ein Empirekleid!"

„Reform oder Empire, nennen Sie es, wie Sie wollen, aber machen Sie mir ein fußfreies, loses Kleid, bei dem ich kein Mieder zu tragen brauche, keinen Stehkragen —"

„Kein Mieder?" schreit sie. „Und gerade bei diesen Empirekleidern ist ein gutsitzendes Korsett die allergrößte Hauptsache; es ist unmöglich, rein unmöglich, ohne ein Korsett zu arbeiten!"

„Ein Korsett?" sage ich. „Wissen Sie, was ein Korsett ist? Die Quelle aller Krankheiten bei neunzig Prozent aller leidenden Frauen, ein Marterwerkzeug, das die Kraft und Bewegungsfähigkeit unserer Gliedmaßen lahmlegt, das den Blutkreislauf hemmt und edle Organe verkrüppelt!" Alle aus der Rede meines Mannes aufgeschnappten Brocken wiederhole ich in Eile.

Sie gerät nun auch in Eifer, und in dem Bestreben, sich nach meinem Beispiel möglichst wissenschaftlich und gelehrt auszudrücken, vermischt sie ihre gewöhnliche Redeweise mit den seltsamsten Bemerkungen: „Und hundert Prozent aller Frauen haben durch die Reformtracht ihre schöne Gestalt verdorben! Man geht zu sehr aus dem Leim, das können mir gnädige Frau glauben, wenn man kein Mieder trägt. Das Fett setzt sich an der

unrechten Stelle an, und man verliert überhaupt jeden moralischen Halt! — Wenn gnädige Frau absolut ein Empirekleid wünschen, so will ich es in Gottes Namen machen, aber ohne Korsett nicht, das können Sie nicht von mir verlangen!"

„Falls Sie es mir nicht machen wollen, so muß ich mich eben an Ihre Konkurrentin wenden, so leid es mir auch täte."

Das wirkt. „Na, wenn es schon durchaus sein muß, wie halt gnädige Frau befehlen!"

— — — — — — — — — — — — —

Das Reformkleid kommt auch pünktlich zur versprochenen Zeit an. Sie hat sich gut aus der Affäre gezogen: schöngeschwungene Rockteile, oben ein Jäckchenarrangement und vorne ein herabrieselnder duftiger Einsatz. „Das muß sein," sagt sie bei der letzten Anprobe, „weil Sie ja doch kein Mieder mehr tragen wollen."

Bevor das Fest beginnt, für welches ich das Kleid bestimmt habe, will ich noch einen kleinen Gang machen und mich probeweise dem Volke zeigen, um zu sehen, ob die Tracht nicht doch zu sehr auffällt.

Wie ich durch das Kinderzimmer schreite, ruft mir meine vierjährige Älteste zu: „Mama, gehst du weg? Aber du hast ja gar kein richtiges Kleid an!"

Die Köchin schaut mich erstaunt und mißbilligend an und bemerkt mit der Keckheit, auf die sie sich durch langjährige treue Dienste ein Anrecht erworben hat: „Im Schlafrock werd'n gnä' Frau aber doch nicht auf die Gass'n gehn!"

„Das ist kein Schlafrock," erwidere ich belehrend, „das ist die neue vernunftgemäße Frauenkleidung. Doch davon verstehen Sie nichts."

„Kann schon sein, daß ich nix versteh', ich hab's

halt für ein' Schlafrock g'halten!" höre ich sie noch hinter mir brummen.

Als ich auf die Straße trete, wird mir unbehaglich zu Mute. Zwanglos ist eine solche Kleidung freilich, darüber existiert kein Zweifel, aber —

Wer hat es nicht schon einmal im Traume erlebt, im mangelhaften Kostüm unter seinen Mitmenschen umhergewandelt zu sein, und sich beim Erwachen nicht lebhaft an das peinliche Gefühl erinnert, das er empfunden?

Genau diesen Eindruck habe ich jetzt.

Die Vorübergehenden gaffen mich an, man dreht sich sogar nach mir um.

„Es ist traurig um die Menschheit bestellt, wenn ein vernünftiger Anzug solches Aufsehen zu machen im stande ist," räsoniere ich innerlich und schreite mit gleichgültiger Miene und stolz erhobenem Haupte weiter, während ich mich am liebsten in ein Mauseloch verkriechen möchte.

Zum Unglück kommt noch eine Bekannte daher, welche nicht mit Unrecht den Ruf genießt, die größte Klatschbase in unserer kleinen Garnison zu sein.

Mit stummem Gruß vorüberzueilen gelingt mir nicht, denn schon hat sie mich gestellt und überschüttet mich wie gewöhnlich mit Fragen: „Woher?" „Wohin?" und „Wozu?" Dann kommt die übliche Erkundigung nach meinem Mann und den beiden Töchterchen und zuletzt mit verständnisvollem Augenzwinkern: „Mir scheint, mir scheint, man kann Ihnen wieder gratulieren! Ist's nicht so? Na, ich wünsche Ihnen nur von Herzen, daß es diesmal ein Stammhalter wird!"

Umsonst ist meine Abwehr, vergeblich bemühe ich mich, ihr zu erklären, daß ich von nun an eine Anhängerin der Reformtracht geworden bin.

Sie droht mir schalkhaft mit dem Finger: „Nur still, meine Liebe! Ausreden nützen nichts, Sie wollen es nur nicht eingestehen, das kennt man schon."

Wütend renne ich weiter.

Alle bekannten Menschen scheinen sich heute verabredet zu haben, mir zu begegnen, bei allen glaube ich neugierige und verwunderte Blicke zu bemerken.

Verstimmt und ärgerlich komme ich nach Hause, dazu bin ich so müde geworden wie sonst kaum nach einer Landpartie. „Schrecklich unbequem ist doch so eine Bequemlichkeit!" erlaube ich mir zu denken.

Aber was tut man nicht alles, um einen Herzenswunsch des geliebten Gatten zu erfüllen! Seine Anerkennung wird mich für alles Unangenehme entschädigen, denn wenn es auf mich ankäme, würfe ich die ganze Reform am liebsten in den hintersten Winkel meines Garderobekastens. Mir wird schwül, wenn ich an das Spießrutenlaufen von heute abend denke. —

Als mein Mann, spät wie gewöhnlich, vom Dienst nach Hause kommt, bin ich so weit erholt und beruhigt, um ihm mit lieblichem Lächeln entgegenzutreten.

„Warum bist du noch nicht angezogen? Wir müssen ja doch gleich gehen!" fragt er etwas ungeduldig.

Ich mache in der Haltung einer Probiermamsell einige Schritte bis in die Mitte des Zimmers, bleibe dort stehen und schaue ihm erwartungsvoll und beifallheischend ins Gesicht.

„Beeile dich also," sagt er wieder, „es ist keine Zeit mehr zu verlieren!"

„Ja, bemerkst du denn noch nichts??? — — — Siehst du denn nicht, was ich dir zuliebe anhabe, oder vielmehr nicht anhabe? — Keine feste Taille mehr, keinen schleppenden Rock, keine steife Halseinpackung, sondern ein von allen Modeauswüchsen befreites Kleid,

das in allen seinen Einzelheiten die höchste Vernunft seiner Trägerin verrät! So hast du es immer gewünscht. Bist du nun zufrieden?"

Er macht ein betroffenes Gesicht, geht nachdenklich rund um mich herum und mustert meinen Anzug mit kritischem Blick. „Hm — hm — na ja! Aber so kannst du doch nicht in Gesellschaft!"

Pause und abermalige Musterung.

„Du siehst so unangezogen aus, so — so — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — so — unfein! Ich kann nicht sagen, woran es liegt, aber der Anzug paßt nicht für Gesellschaften. Man kann sich doch nicht vor den Leuten lächerlich machen! Wahrscheinlich ist ein Konstruktionsfehler dabei. — Zieh dich schnell um, damit wir endlich weiterkommen!" setzt er ein wenig nervös hinzu.

„Gar kein Konstruktionsfehler ist dabei!" rufe ich und erhebe die Stimme mehr, als vielleicht nötig wäre. „Aber weißt du, was dir fehlt? Der Toilettengegenstand, über den ihr Herren der Schöpfung am meisten loszieht, und den ihr doch an unserer Erscheinung nicht missen wollt! Zieh kein Mieder an und hab' dennoch eine schlanke Taille! Wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß! Das ist eure Devise. Ihr eifert über den Unverstand der Frauen, die sich von der Mode knechten lassen, ihr lästert über unsere Eitelkeit, unseren Leichtsinn, unsere Dummheit; wenn wir euch aber dann den Willen tun, wie ich es getan habe, dann ist es wieder nicht recht! — Sag mir nur nie mehr etwas von der geistigen Inferiorität der Frauen, ihrem kleineren Gehirn und ähnlichen Redensarten! Wer ist denn eigentlich die Ursache von allen Modetorheiten? — Ihr Männer, einzig und allein ihr Männer!"

Mein Gatte ist kleinlaut geworden und zupft ver-

legen an seinem Schnurrbart. Er macht sich umständlich am Rauchtisch zu schaffen und sagt dann in der sanftesten Tonart, ohne sich auf weitere Polemik einzulassen: „Mach dich nur fertig, Weiberl, sonst wird's wirklich zu spät!"

Ich markiere noch ein paar Tränen der Enttäuschung, bin aber insgeheim glückselig, daß die Angelegenheit diesen Ausgang genommen hat.

Mit einem Seufzer der Erleichterung schlüpfe ich in meine altgewohnte Tracht, in der ich mich so behaglich fühle wie noch nie und denke: „Gottlob, daß ich meinen moralischen Halt wieder habe!"

In einem englischen Militärgefängnis.

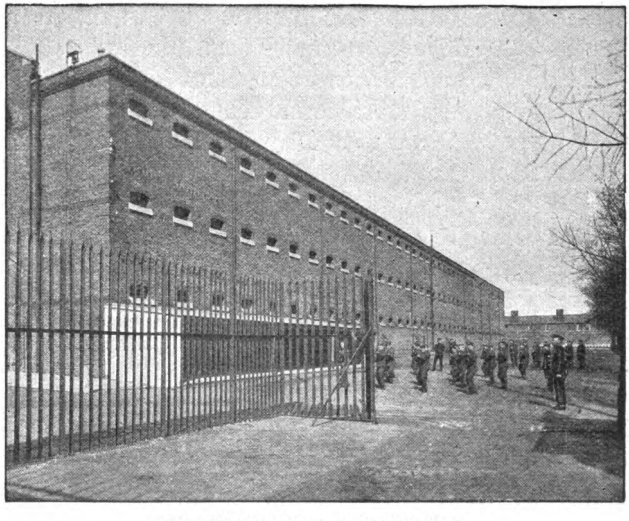
Skizze von E. E. Weber.

Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

In Deutschland ist noch vielfach die Ansicht verbreitet, daß die englischen Soldaten wegen dienstlicher Vergehen außerordentlich hart bestraft werden, und daß sogar die körperliche Züchtigung sehr häufig zur Anwendung gelangt. Aber diese Ansicht beruht auf einem Irrtum. Allerdings besteht die körperliche Züchtigung noch zu Recht, indessen wird von ihr nur ganz ausnahmsweise und in ganz schweren Fällen Gebrauch gemacht. Sonst aber ist der militärische Strafvollzug in England sehr mild, und er läuft darum auch durchaus nicht darauf hinaus, die Strafgefangenen möglichst zu martern und zu peinigen, sondern sein Ziel ist vielmehr, sie zu erziehen und zu bessern. Um zu sehen, wie es in einem englischen Militärgefängnis hergeht, wollen wir daher einem derselben einen Besuch abstatten. Hauptmilitärgefängnisse befinden sich in Aldershot, Dover, York, Dublin und an anderen Orten. Wir wählen uns zu unserem Besuch dasjenige in Aldershot aus.

Aldershot ist ein großes Truppenlager nach Art unserer Truppenübungsplätze. Es liegt südwestlich von London und ist von dort aus mit der Eisenbahn in

wenigen Stunden zu erreichen. Das Lager besteht aus zwei Gruppen von Gebäuden, dem sogenannten Südfeld und dem Nordfeld. Das Südfeld weist unter anderem die Kirche und den königlichen Pavillon auf, während das Nordfeld das Militärgefängnis enthält. Es liegt zwischen den Artilleriebaracken und den Mal-



Das Militärgefängnis in Aldershot.

boroughschanzen. Das große Hauptgebäude, an das sich viele kleinere Nebenbauten schließen, in denen zahlreiche Bureaus und Werkstätten untergebracht sind, ist von einer hohen Mauer umgeben, die in Abständen mit Laternen besetzt ist.

An der Spitze eines jeden Hauptmilitärgefängnisses steht ein Gouverneur. Derselbe ist ein inaktiver Offizier. Alle diese Gouverneure werden sorgfältig für ihre Posten ausgewählt, und sie bestreben sich, die ihnen unterstellten

Strafgefangenen mit väterlicher Güte zu behandeln. Die sonstigen Beamten sind bis auf die unteren Zivilwärter aktive Offiziere, die durch den Militärgefängnis-Generalstab von ihren Regimentern auf einige Zeit abkommandiert werden. Dem Namen nach unterliegen die Militärgefängnisse der Gerichtsbarkeit des Kriegsministeriums, in Wirklichkeit aber stehen sie unter der Kontrolle des Ministeriums des Innern, und darum werden auch die Militärgefangenen nach denselben Grundsätzen behandelt wie alle übrigen Gefangenen. In die Hauptmilitärgefängnisse kommen nur Soldaten, die mit mehr als vierzehn Tagen bestraft werden. Leute, deren Strafzeit kürzer ist, werden in die Zweiggefängnisse gebracht. Die Verwaltungsunkosten für die Hauptmilitärgefängnisse sind verhältnismäßig gering. Denn da, wie wir noch sehen werden, die Strafgefangenen mit Handarbeit beschäftigt werden, für die sie keine Bezahlung erhalten, so ist nur ein unbedeutender Staatszuschuß für die Unterhaltung der Anstalten nötig.

Nachdem wir das Haupttor passiert haben, werden wir dem Wachoffizier vorgeführt. Wir befinden uns jetzt in einem von einem hohen eisernen Staket umschlossenen Hofraum, der einer Gefängniszelle ähnelt. Wir teilen dem Offizier unseren Wunsch mit, das Gefängnis besichtigen zu wollen, und werden darauf durch ein Tor, das schwer verriegelt ist, auf den inneren Hof gelassen, von wo man uns zu dem Gouverneur geleitet. Er gibt uns bereitwillig die Erlaubnis zur Besichtigung, und in seiner Gesellschaft unternehmen wir jetzt einen Rundgang durch die Anstalt.

Ein jeder neue Strafgefangene, der in das Gefängnis eingebracht wird, wird zuerst dem Gouverneur und dem Militärarzt vorgestellt, worauf seine Persona-

lien in eine Liste eingetragen, und sein Gesundheitszustand geprüft wird. Diese Erklärung gibt uns der Gouverneur, während wir den Hof aufsuchen, wo eine Abteilung Militärgefangener zur Einübung des Parade-

Aufnahme durch den Gouverneur und den Militärarzt.

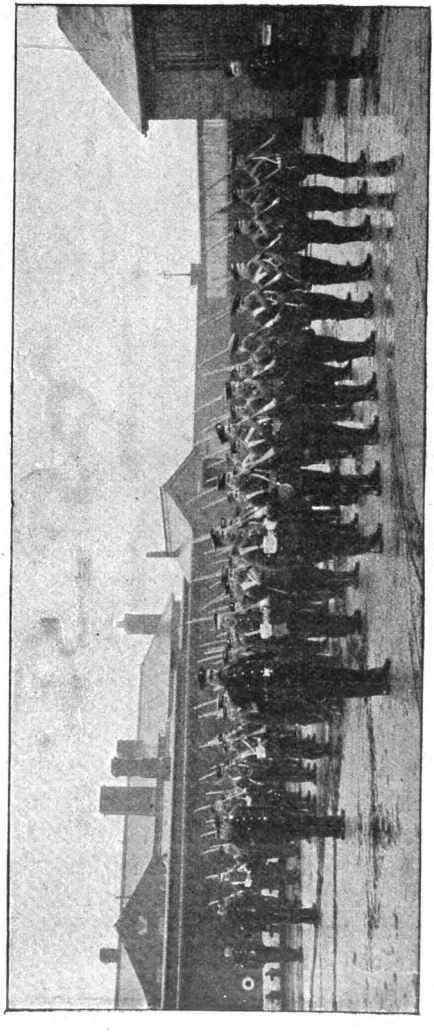
marsches aufgestellt ist. Die Leute sind sämtlich mit der Khakiuniform bekleidet, und nur die Abzeichen an den Kopfbedeckungen verraten uns, daß sie verschiedenen Regimentern und Truppengattungen angehören. Kavalleristen, Artilleristen, Trainsoldaten stehen mit Infanteristen in Reih und Glied mit geschultertem Ge-

wehr und in strammer, guter Haltung. Die Uniformen, Gewehre und Ausrüstungsgegenstände, die jeder Gefangene selbst von seinem Regiment mitbringen muß, sind rein und sauber gehalten. Auch der Parademarsch zeigt uns, daß die Gefangenen eine tüchtige militärische Ausbildung durchgemacht haben. Der Gouverneur und die zum Gefängnis abkommandierten Offiziere betrachten es denn auch als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, den Gefangenen in jeder Beziehung die volle militärische Leistungsfähigkeit zu erhalten. Zu diesem Zweck ist beispielsweise für die Infanteristen auch ein Schießstand in verkleinertem Maßstabe eingerichtet worden. Wenn wir uns jetzt zu ihm hinbegeben, so werden wir bemerken, daß die Schießübungen auf die auf und nieder gehenden Scheiben mit aller Exaktheit vorgenommen werden, und ein Blick in die Schießliste wird uns außerdem überzeugen, daß die Schießergebnisse sehr befriedigend sind.

Nun wollen wir die Turnhalle aufsuchen, in der mehrere Abteilungen Freiübungen ausführen, oder an Geräten turnen. Die Abteilung vor uns, die mit zehnpfündigen Hanteln übt, besteht aus lauter kräftigen jungen Männern, deren straffe Bewegungen zeigen, daß sie der schweren Übung vollauf gewachsen sind. Auch die Übungen an den Turngeräten werden gewandt und geschickt ausgeführt. Die Instrukteure geben stets seitwärts und rückwärts Hilfsstellung, um, wenn sich ein Unfall ereignen sollte, sogleich den Abgleitenden oder fehlerhaft Abspringenden aufzufangen. Dabei fehlt alles barsche Wesen und grobe Schimpfen, vielmehr werden die Befehle und Anordnungen stets in ruhiger, gemessener Form erteilt.

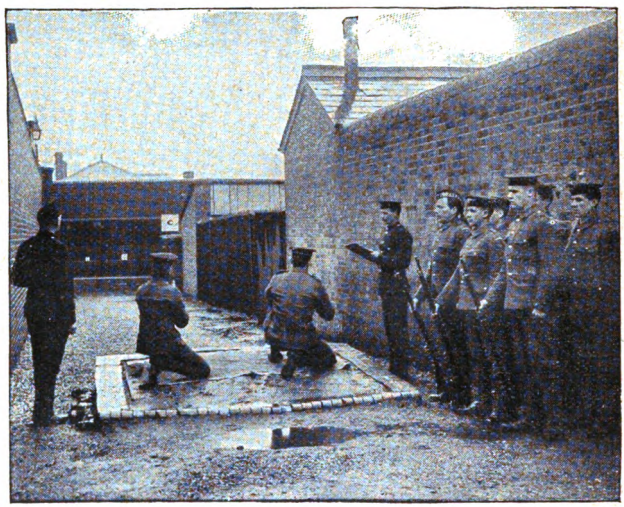
Sehen wir uns jetzt die Zellen an, in denen die Gefangenen schlafen und ihre Mahlzeiten einnehmen!

Das erste, was uns auffällt, wenn wir einen dieser Räume betreten, ist die tadellose Sauberkeit. Die Dielen des Fußbodens sind schneeweiß und fleckenlos. Nicht ein Schmutzstäubchen ist irgendwo zu sehen. Der schmale Tisch, der an der einen Seitenwand steht, ist blitzblankgescheuert. Auf einem etwas höheren Regal liegen die Stiefel und andere Gebrauchsgegenstände, und auf einem Brett in der Ecke stehen der Eßnapf, das Waschbecken und der Trinkbecher, alles aus Zinn, aber so



In Marschordnung.

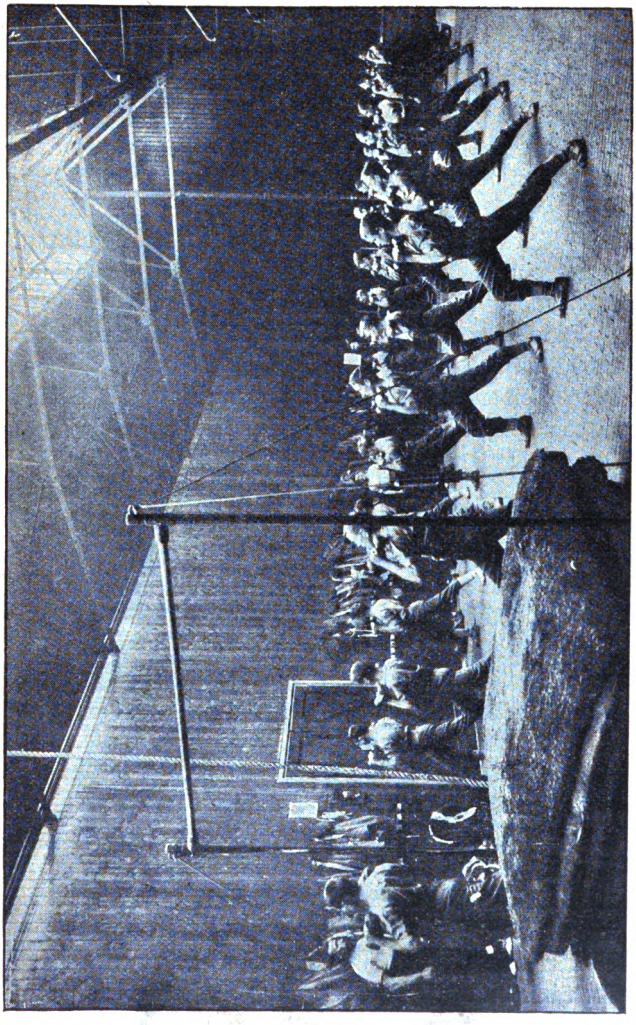
hellglänzend, als wäre es aus dem besten Silber verfertigt. Eine Zelle gleicht der anderen an Reinlichkeit. Nicht ein jeder Soldat, der in die Anstalt zur Abbüßung seiner Strafe eingeliefert wird, ist von vornherein ein erklärter Freund solcher Sauberkeit; aber unter dem sanften Zwang, unter dem er steht,



Schießstand der Gefangenen.

und infolge der peinlichen Ordnung, die überall herrscht, gewöhnt auch er sich bald daran, und nicht selten wird er zuletzt sogar zu einem Muster von Reinlichkeit.

In einigen der Zellen sehen wir an den Wänden webstuhlartige Apparate angebracht. An diesen Apparaten verfertigen die Gefangenen die Matten aus Kokosfasern, die in der Turnhalle als Vorleger und Unterlagen für die verschiedenen Geräte gebraucht werden, damit sich nicht die Turner beim Abspringen



Kanteübungen in der Turnhalle.

oder einem zufälligen Abstürzen auf den Boden beschädigen.

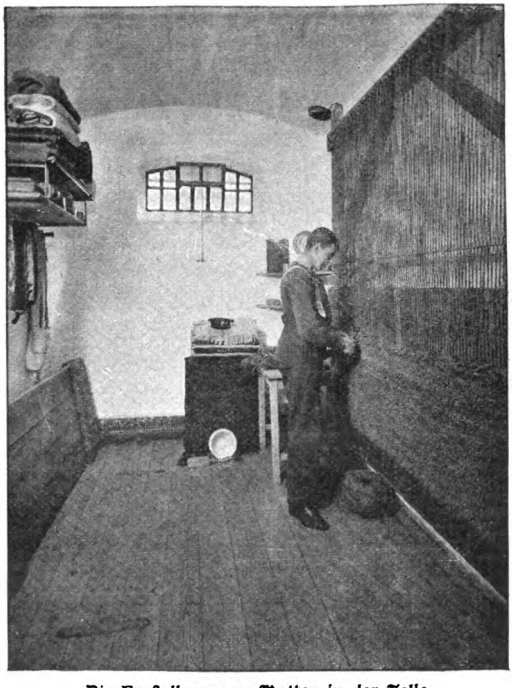
Jede Zelle ist mit einem kleinen eisernen Griff versehen, der mit einer Glocke in Verbindung steht. Wird der Griff gedreht, so benachrichtigt das Glockenzeichen zu jeder Tages- oder Nachtstunde den Wachoffizier, daß ein Gefangener einen besonderen Wunsch hat. Durch ein schmales Gitterwerk in der Wand ragt ferner ein Gasarm herein, der dem Zellenbewohner am Abend zu seiner Arbeit Licht gewährt.

Die Gefangenen hören schon um 5½ Uhr mit ihrer Arbeit auf. Dann haben sie sich mit der Reinigung ihrer Kleider und Ausrüstungsgegenstände bis 8 Uhr zu beschäftigen. Von 8 bis 9 Uhr können sie die Gasbeleuchtung zum Lesen benutzen. Bücher aller Art erhalten sie aus der Gefängnisbibliothek. Nach 9 Uhr hat das Lesen ein Ende, das Licht wird ausgelöscht, und man geht zu Bett.

Eine jede Zelle enthält, wie schließlich noch bemerkt sei, eine Schiefertafel mit Stift, auf der sich der Gefangene Notizen machen kann. Zuwiderhandlungen gegen die Hausordnung oder sonstige Widersetzlichkeiten werden mit Tauzupfen bestraft. Diese Arbeit wird mehr gefürchtet als eine wirkliche, harte Strafe.

Die Betten der Gefangenen sind unten auf einem niedrigen Brett angebracht, das sehr der Platte eines schmalen Küchentisches ähnelt. In den gewöhnlichen Militärgefängnissen kommen in die Betten „Blankets" und „Biskuits". Bei diesen Bezeichnungen handelt es sich um ein Wortspiel der englischen Soldatensprache. Blanket bedeutet im Englischen nämlich das erste weiße Blatt in den Notizbüchern, zugleich aber auch die Pferdedecke. Biskuit aber wird nicht nur der Schiffszwieback genannt, sondern diesen Namen führen auch die röt-

lichbraunen ſchmalen Bettſtücke, auf denen die Soldaten ſchlafen. Sie werden mit Kokusfaſern gepolſtert und gleichen ungefähr einem hohen Schiffszwieback. Blankets erhalten nun nur die Strafgefangenen in den



Die Herſtellung von Matten in der Zelle.

ſchon erwähnten Zweiggefängniſſen, während die Inſaſſen der Hauptgefängniſſe mit Biskuits fürliebnehmen müſſen.

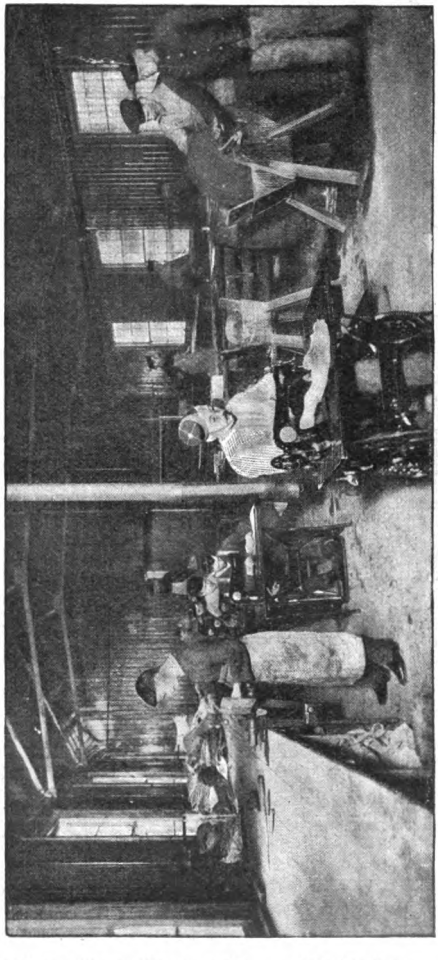
Wir wollen nun auf unſerem Rundgange noch einige Arbeitsſtätten beſichtigen. Auf einem Teil des Hofes ſind Gefangene mit dem Zerkleinern von Holz be-

schäftigt. Das Holz wird ihnen in Akkord übergeben. In vier bis sechs Stunden haben sie das tägliche Quantum Holz gespalten und zusammengebunden. Ein geschickter Mann kann 74 Pfundbündel in der Stunde binden. In einem großen Schuppen auf der Seite des Hofes befinden sich die Werkstätten der Gefangenen. Eine Gruppe von ihnen verfertigt die Handhaben zu den Handtaschen, die die englischen Soldaten zu benutzen pflegen, wenn sie auf Urlaub gehen. Ein anderer Teil stellt Blechdeckel für Kochgeschirre her. Einige Leute nähen, steppen und polstern die Biskuits mit Kokosfasern. Auf eine jede Decke kommen acht Pfund Fasern. Wieder andere arbeiten die Kästen für die Feldbetten. Am Ende des Schuppens liegt endlich ein Haufen von Schanzzeug und Schaufeln, die so korrekt ausgebessert werden, daß sie wieder wie neu erscheinen. Außerdem werden noch verschiedene andere Arbeiten ausgeführt, die Unternehmer in Auftrag geben.

Jetzt wenden wir uns nach der Küche, in der die Speisen für die Gefangenen hergestellt werden. Ein Blick lehrt uns, daß auch hier die größte Sauberkeit herrscht. Die Köche, die aus der Zahl der Gefangenen ausgewählt werden, tragen lange weiße Schürzen, und das Geschirr blitzt und blinkt wie in einer Hotelküche. Jeder Mann empfängt täglich Fleisch, das in dieser oder jener Form zubereitet ist. Das Fleisch ist von guter Beschaffenheit. Allerdings sind die Portionen nicht groß, zumal wenn man bedenkt, daß noch die Sehnen und anderes Beiwerk davon abgehen. Trotzdem aber ist das Fleisch sehr begehrt. Wenn wir die Speisen kosten, so werden wir finden, daß sie von gutem Geschmack sind.

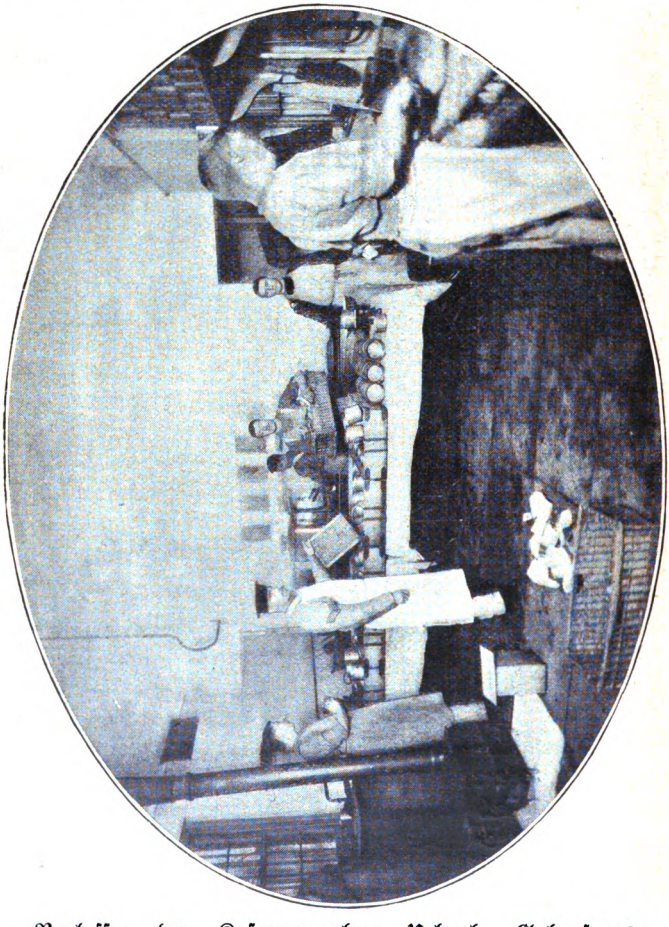
Wie bereits erwähnt, erhalten die Gefangenen für ihre Arbeit keine Bezahlung. Auch Bier und Tabak

wird ihnen nicht verabreicht. Die körperliche Ausarbeitung durch die Exerzitien und den übrigen militärischen Dienst, die angemessene Ernährung, die regelmäßige Tageseinteilung, dazu die Enthaltsamkeit von alkoholischen Getränken und Tabak, alles dieses zusammen bringt die besten Resultate hervor, die in der vorzüglichen allgemeinen Haltung der Gefangenen sichtbar zum Ausdruck gelangen. Allerdings sind die Militärgefangenen auch keine „Verbrecher“ im bürgerlichen Sinn. Meist handelt es sich nur um geringfügigere Vergehungen, die bloß zur Aufrechterhaltung der militärischen Dis-



Gefangene in der Werkstatt.

ziplin eine Bestrafung erheischen. Ungebührlichkeit gegen die Vorgesetzten, Ausbleiben ohne Erlaubnis,



In der Küche.

Verlassen der Kaserne ohne Urlaub, Gehorsamsverweigerung und Trunkenheit, das sind vorwiegend

die Vergehen, die zur Verurteilung und Bestrafung führen.

Der englische Soldat oder, wie ihn der Volksmund nennt, Tommy Atkins, ist keineswegs böswilliger Natur. Aber er will gelegentlich einmal über die Stränge schlagen. Dabei vergißt er sich dann leicht, tut des Guten zu viel und läßt sich im Rausch zu Widersetzlichkeiten und Überschreitungen hinreißen, die er nachher bitter bereut. Erst im Gefängnis erkennt er dann oftmals, daß das Soldatenleben doch nicht so hart ist, wie es ihm wohl hin und wieder erscheint. Er sieht ein, daß hier in jeder Weise für ihn gesorgt wird, daß er in den Baracken oder Kasernen in freundlichen Räumen wohnt, daß er gutes Essen und reinliche Kleidung erhält, alles Dinge, die er im bürgerlichen Leben teuer bezahlen muß, daß er in seinen Kameraden viele gute Freunde besitzt, und daß ihm seine Löhnung gestattet, auch einmal von den Annehmlichkeiten und Vergnügungen des Lebens zu kosten. Zu dieser inneren Einkehr ist der Aufenthalt im Gefängnis so recht geeignet, und der Schluß einer solchen Überlegung ist, daß es ihm klar wird, wie töricht er gehandelt hat, als er gegen die militärische Ordnung verstieß. Die meisten Gefangenen kehren darum nach Ablauf ihrer Strafzeit mit Lust und Liebe zu ihren Truppenteilen zurück.

Jetzt wollen wir unseren Besuch beenden. Nachdem wir dem Gouverneur unseren Dank abgestattet haben, verlassen wir das Gefängnis mit der Überzeugung, daß sich die Gefangenen über die Behandlung, die ihnen während ihrer Strafzeit widerfährt, in keiner Weise beklagen können.

Mannigfaltiges.

▽

(Nachdruck verboten.)

Die Sahnentörtchen und der Überzieher. — Ein Konditor in Paris sah einen sehr elegant gekleideten Herrn von den feinsten Manieren an seinen Ladentisch treten. „Womit kann ich dienen?“ erkundigte er sich.

„Ich hätte gerne hundertundfünfzig Sahnentörtchen, die feinsten, die Sie machen können, und ich weiß, sie sind bei Ihnen besonders gut,“ sagte in verbindlicher Weise der vielversprechende Kunde.

„Hundertundfünfzig von derselben Sorte? So viele habe ich nicht vorrätig,“ erwiderte der Konditor, „indes kann ich sie Ihnen sogleich backen lassen. Wann gebrauchen Sie sie denn?“

„In spätestens zwei Stunden. Geht das?“

„O ja, das läßt sich machen. In zwei Stunden sollen sie zu Ihrer Verfügung stehen. Darf ich sie Ihnen schicken?“

„Ich werde mit einem Diener vorsprechen und sie in zwei Stunden abholen. Aber lassen Sie mich nicht im Stich!“

„Nein, nein, seien Sie unbesorgt, in zwei Stunden ist die Bestellung ausgeführt,“ versicherte der Eigentümer des Geschäfts mit untertäniger Verbeugung. „Nur,“ fügte er ein wenig verlegen hinzu, „bei solchen großen Aufträgen ist es üblich, daß die Besteller eine Anzahlung leisten.“

„Das ist nicht mehr als billig,“ erklärte der feine Herr, „was sollten Sie sonst mit dem großen Posten anfangen, wenn er nicht abgeholt würde. Wieviel wünschen Sie im voraus? Genügen zehn Franken?“

„O ja — danke sehr!“ Und der Konditor strich seine zehn Franken ein. —

Sehr vergnügt verließ der Kunde den Laden, begab sich erst zum Frühstück in eine Weinstube und dann einige Straßen weiter in ein hochelegantes Herrengarderobegeschäft. Es fing an, unbequem kühl zu werden, man konnte kaum noch mit dem

bloßen Sommeranzug gehen, viel weniger sich sehen lassen, was doch in Paris das Wichtigere ist. Sein elegantes Kostüm, sein sicheres, weltmännisches Auftreten veranlaßten den Inhaber auch dieses Geschäfts, ihn mit ausgezeichneter Hochachtung zu begrüßen.

„Was steht zu Ihren Befehlen, mein Herr?"

„Ich wünsche einen guten Sommerüberzieher."

„Sehr wohl, mein Herr!" Und vor dem feinen Kunden werden die feinsten Überzieher ausgebreitet.

Er wählt einen der besten aus, probiert ihn an, findet ihn passend und fragt nach dem Preise.

„Hundertfünfundzwanzig Franken," wird ihm zur Antwort.

„Gut, dafür nehme ich ihn. Nur habe ich das Geld nicht bei mir, sondern muß es mir vom Konditor Verviers — ein paar Ecken von hier ist's — erst abholen. Er hat eine Zahlung an mich zu leisten. Vielleicht sind Sie so freundlich, mir einen Ihrer jungen Leute mitzugeben, daß er das Geld gleich dort in Empfang nimmt. Ich habe es etwas eilig." Er sah nach seiner Uhr, einer kostbaren goldenen Uhr, die gut und gern ihre zweihundert Franken wert war.

„Gewiß," antwortete geschmeidig dienernd der Kaufmann. — „André, kommen Sie doch einmal her! Sie werden so gut sein, den Herrn zum Konditor Verviers zu begleiten und werden sich dort von diesem Herrn hier hundertfünfundzwanzig Franken einhändigen lassen. — O bitte, mein Herr, hat nichts zu sagen, ist ja eine so geringfügige Gefälligkeit. Beehren Sie mich bald wieder mit Ihrem Besuch!"

Und mit vornehmem, herablassendem Gruße ging der neue Kunde in Begleitung des ältesten Lehrlings zum Konditor Verviers, einige Straßenecken weiter.

Herr Verviers kam dem eleganten Herrn, der im Glanze seines pikfeinen neuen Sommerüberziehers noch mehr Vertrauen einflößte als vorher, mit untertänigem Gruße entgegen.

„Kann ich die hundertfünfzig bekommen, die Sie mir zugesagt haben, Herr Verviers?" erkundigte sich der noble Kunde.

„Sofort, mein Herr, sofort! Sie sehen aber, die zwei Stunden sind noch nicht ganz um. Allein es kann kaum zehn Minuten mehr dauern —"

„Nun, auf zehn Minuten Warten kann es nicht ankommen,"

schnitt der Herr im funkelnagelneuen Überzieher die Auseinandersetzung des Konditors ab. „Geben Sie dem jungen Manne hier hundertfünfundzwanzig, die übrigen fünfundzwanzig hole ich in etwa einer halben Stunde selber ab. Ich habe jetzt eine Verabredung und kann mich keine Sekunde länger aufhalten.“ Wieder spielte die zu Rate gezogene prachtvolle Uhr ihre bestechende Rolle.

„Ganz wie Sie befehlen, mein Herr,“ beeilte sich der Konditor zu versichern, und huldvoll grüßend trat der Herr im neuen Sommerüberzieher seinen Rückzug an.

Eine Viertelstunde später brachte der Konditor dem wartenden Lehrlinge des Herrenmodemagazins eine mächtige Schüssel mit hundertfünfundzwanzig köstlich duftenden Sahnentörtchen: „So, mein Freund, hier haben Sie Ihre süße Last. Sie wird nicht ganz leicht zu transportieren sein.“

„Was fällt Ihnen ein?“ rief der Ladenjüngling und prallte entrüstet zurück. „Was soll ich mit dem Zeug da? Geben Sie mir meine hundertfünfundzwanzig Franken!“

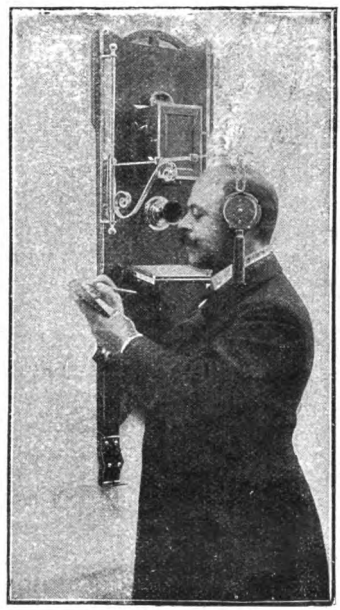
„Hundertfünfundzwanzig Franken?“ schrie der Konditor auf, so laut, daß seine im Laden umhersitzenden schmausenden Kunden sich neugierig nach ihm umsahen. Der Geschäftsinhaber machte sich aber nichts daraus. Ihm war auf einmal ein Licht aufgegangen über die Schliche seines feinen Bestellers. „Sie sind, denke ich, der Diener des Herrn, der diese Törtchen verlangt hat?“

„Sein Diener? Sie sind wohl nicht recht bei Trost?“ rief seinerseits der wartende junge Mann. „Ich bin von ihm mit hierher genommen worden, um von Ihnen die hundertfünfundzwanzig Franken zu erhalten, die er für seinen soeben gekauften Sommerüberzieher zu zahlen hat, und die Sie ihm schuldig sind.“

„Oho, dann sind wir also beide geprellt, Ihr Herr noch weit schlimmer als ich,“ erklärte der Konditor. „Machen wir schleunigst Jagd auf den Räuber!“

Das taten sie, unterstützt von einigen der Kunden des Konditors, die sich zufällig Physiognomie und Anzug des noblen Herrn gemerkt hatten. Indes so eifrig sie auch nach allen Himmelsrichtungen auf ihn fahndeten, ihn zu erwischen waren sie nicht im stande. C. T.

Neue Erfindungen. I. Telephonhalter „Fix". — Wer den Fernsprecher oft in Anspruch zu nehmen hat, wird die Unbequemlichkeit kennen, die einerseits in dem lästigen, den Arm ermüdenden Halten des Hörteiles, anderseits aber in dem mißlichen Umstand liegt, daß man während der Unterhaltung nur sehr unbequem zu schreiben vermag.

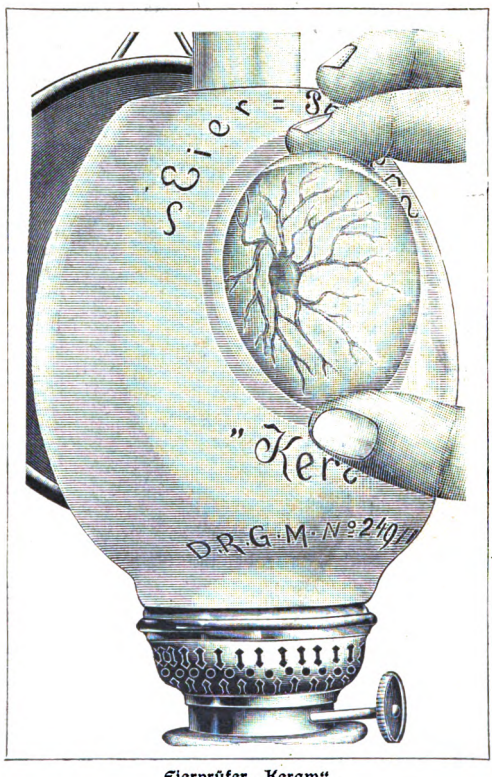


Freihändiges Schreiben.

Dauert ein Gespräch auch nur eine Minute, so wird das Halten des Hörers unangenehm, bei zwei Minuten eine Qual und gar bei drei und mehr Minuten unerträglich für den unglücklichen Fernsprechenden. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß diesen Übelständen durch den praktischen Telephonhalter „Fix" ein gründliches Ende bereitet ist, denn durch ihn ist es ermöglicht, während des telephonischen Gespräches beide Hände frei zu haben, so daß in der bequemsten Weise geschrieben werden kann; auch lassen sich bei Verwendung dieser Telephonhalter Bücher und Korrespondenzen nachschlagen, ohne daß deshalb die Verbindung unterbrochen werden muß. Der Apparat läßt sich durch einen leichten Fingerdruck höher, tiefer oder seitwärts stellen, er ist solide gearbeitet und von so einfacher Konstruktion, daß ihn tatsächlich jedes Kind ohne weiteres zu handhaben vermag. Er wird in Metall

Schreiben am Pult.

hergestellt, fein vernickelt, ist gebrauchsfertig auf einer Hartholzplatte montiert und kommt in Karton verpackt zu einem sehr billigen Preise zum Versand durch die Patentneuheitengesellschaft „Markó“ in Stuttgart, Kernerstraße 59. P. R.



Eierprüfer „Keram“.

II. Neuer Eierprüfer. — Jede Hausfrau möchte nur gute und frische Eier einkaufen und verwenden. Um jedoch hierüber absolute Sicherheit zu haben, ist es notwendig und von großem Vorteil, einen guten Eierprüfer zu besitzen.

Der neue Eierprüfer „Keram", hergestellt von der Firma Emil Müller in Rüppurr bei Karlsruhe, besteht aus einer weißen keramischen Masse, ist beim Gebrauch einfach auf eine angezündete Lampe oder Licht aufzusetzen oder, auf den abgeflachten Teil gelegt, mittels Streichholz zu belichten. Vermöge seiner runden Konstruktion mit gerader Spiegel- und hellglänzender Gesamtinnenfläche werden die Lichtstrahlen in hohem Maße verstärkt und gesammelt, um von dem Spiegel durch die Schauöffnung auf das Ei geworfen zu werden, wodurch dieses intensiv durchleuchtet wird. An der Größe der Luftblase, welche als scharf abgegrenzte Scheibe oben bemerkbar ist, kann man mit Sicherheit das Alter des Eies feststellen. Ganz frische Eier haben keine oder nur ganz kleine Luftblasen und sind schön hell durchscheinend. Je älter das Ei, desto größer die Luftblase. Sehr große Luftblasen oder stark beweglicher wässeriger Inhalt sind die Merkmale sehr alter Eier. Ist der Inhalt trübe oder gar dunkel, so hat man ein schon verdorbenes Ei vor sich.

III. Wäschetrockner „Wunderstern". — Ein für jede Haushaltung unentbehrliches Gerät, einen völligen Ersatz für Wäschetrocken-

Die Wäsche wird aufgehängt.

Die Wäsche trocknet.

räume, bietet ein neuer kleiner Apparat, der Wäschetrockner „Wunderstern" der Firma Gebrüder Kaiser & Co. in Neheim, Westfalen. Die Vorrichtung zeichnet sich durch große Leistungsfähigkeit aus, da ein solcher „Wunderstern" mit 16 Stäben von je 80 Zentimeter Länge zum Aufhängen der Wäsche versehen ist. Für kleinere Mengen ist ein Wäschetrockner mit 10 Stäben von je 60 Zentimeter Länge vorgesehen. Der Apparat kann, ohne zu hindern, in jedem Raum angebracht werden. Er wird mit einer Schraube an der Zimmerdecke befestigt, beim Gebrauch bis zur Kopfhöhe heruntergelassen, mit Wäsche behängt und dann mit derselben bis dicht unter die Zimmerdecke emporgezogen. Er kann in jeder Höhe festgestellt werden, hindert in keinem Raum, und die Wäsche trocknet im geheizten Zimmer oder in der Küche in wenigen Stunden, da unter der Decke die Wärme, welche bekanntlich stets nach oben steigt, am größten ist. Der „Wunderstern" dürfte durch seine hervorragenden Eigenschaften als Wäschetrockner und durch anderweitige vielseitige Verwendbarkeit, zum Beispiel Anhängen der Kleidungsstücke zum Zwecke der Reinigung, zum

Ausbessern größerer Stücke, wie Gardinen und so weiter, viele Liebhaber finden. P. R.

Enttäuschungen nach der Hochzeit. — Daß die Ehe häufig zu Enttäuschungen führt, ist eine Tatsache, die die lebhaftesten Anhänger der Ehe nicht bestreiten werden, doch glücklicherweise werden den Gatten meist nicht so schnell nach der Hochzeit und so grausam die Augen geöffnet, wie es bei einem französischen Vicomte der Fall war, dessen lehrreiche Geschichte hier erzählt werden mag.

Der Vicomte besaß eine ausgezeichnete Köchin, die wie keine andere seine Lieblingsspeisen zu kochen vermochte. Um sich die Zufriedenheit der Köchin zu erhalten, machte er ihr gelegentliche Geschenke, darunter eines Tages auch ein Lotterielos, das er bereits seit mehreren Jahren im Besitz hatte.

Kurze Zeit darauf wurde das Los mit einem Gewinn von 500,000 Franken gezogen, und der Vicomte, dessen Vermögen stark abgenommen hatte, und der ganz verzweifelt war, daß er mit seiner perfekten Köchin zugleich ein solches Vermögen verlieren sollte, entschloß sich, die Köchin zu heiraten. Die Zeremonie fand tatsächlich statt, und bei der Rückkehr nach Hause bat der Vicomte seine Frau, das Los zu holen. Nun aber rückte die neue Vicomtesse mit dem tragischen Bekenntnis heraus, daß es ihr überhaupt nicht mehr gehöre; sie hatte es dem Kutscher geschenkt als kleine Belohnung dafür, daß er ihr sein Wort — sie war mit ihm verlobt gewesen — zurückgegeben hatte.

In einem anderen Falle war die Gattin eines österreichischen Barons das Opfer. Wie sein französischer Leidensgenosse war auch der Graf nur im Besitz eines kleinen Vermögens und hatte sich mit der reichen Witwe eines Großgrundbesitzers verheiratet. Sein Glückstraum entschwand aber bald, denn als die Braut entdeckte, daß er eine Perücke trug, machte der Anblick seines kahlen Kopfes einen so erschütternden Eindruck auf sie, daß sie eine heftige Antipathie gegen ihn faßte und sofort die Scheidungsklage einleitete. Die Klage hatte Erfolg, und auf Grund der Behauptung, daß sie, hätte sie von der Perücke etwas gewußt, keine zehn Pferde an den Altar gebracht hätten, setzte sie drei Wochen nach der Hochzeit die Scheidung durch.

Die Akten der Gerichtshöfe lassen diese Ehetragödien oft in eigentümlichem und zuweilen recht amüsantem Lichte erscheinen. In einem kürzlich stattgefundenen Scheidungsprozeß erklärte der Kläger, er wäre in seine Frau sehr verliebt gewesen, als er sie geheiratet; doch als er entdeckte, daß die Perlenzähne und das goldene Haar, die so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, falsch waren, wäre er über den Betrug so empört gewesen, daß er nicht länger mehr mit ihr zusammenleben wolle.

Daß die Dame ebenso gerechten Anlaß zur Klage hatte wie ihr Gatte, zeigte sich, als ihr Anwalt mit der Bemerkung herausrückte, der Ehemann hätte ein Glasauge gehabt, von dessen Existenz sie keine Ahnung gehabt, ehe sie mit ihm vor den Altar getreten sei.

In einem anderen Falle wurden Gatte und Gattin schuldig befunden, den Gegenpart unter falschen Voraussetzungen zur Heirat veranlaßt zu haben. Die Gattin hatte ihrem Manne zu verstehen gegeben, sie hätte ein Privateinkommen von sechstausend Mark jährlich, während der Gatte sich als den Besitzer eines großen Landgutes ausgegeben hatte. Beide glaubten also ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Bevor die Flitterwochen noch zu Ende waren, gestand der Mann, daß sein Landgut höchstens im Monde lag, während die Dame bekannte, daß ihr ganzes Vermögen aus achthundert Mark bestehe, die sie auf der Sparkasse liegen hatte.

Ein Fall, wie er wohl nur sehr selten vorkommen mag, und der fast ans Tragische streift, ereignete sich vor kurzer Zeit in England. Die Tochter eines Geistlichen in einem kleinen Orte von Westengland verheiratete sich mit einem hübschen, eleganten Herrn, dessen Bekanntschaft sie in einem Badeorte gemacht hatte. Er gab sich für einen pensionierten Offizier aus, und die Partie wurde von den Freundinnen der Braut als ein besonderer Glücksfall angesehen. Ein paar Monate hindurch wurde das Glück der jungen Frau nur durch die häufige Abwesenheit ihres Gatten gestört, die er nicht zu ihrer Befriedigung zu erklären vermochte. Eines Tages kam er überhaupt nicht mehr nach Hause, und als sie sich eine Zeitlang in Sorge und Angst verzehrt, erfuhr sie, daß ihr Gatte unter der Anklage, bei einer Reihe von Einbrüchen

beteiligt zu sein, verhaftet worden war. Er wurde zu sieben Jahren Zwangsarbeit verurteilt, und es stellte sich heraus, daß er der Anführer einer Bande war, deren kühne und verwegene Einbrüche den Scharfsinn der Polizei jahrelang auf die härteste Probe gestellt hatten. L—e.

Die Post in Verlegenheit. — Während der Regierung Ludwig Philipps von Frankreich (1830—1848) kam auf dem Hauptpostamt zu Paris eines Tages ein Brief aus Rußland an, der die folgende Aufschrift trug: „An den größten Dichter Frankreichs zu Paris."

Im Sortiersaal war man im Zweifel darüber, wer der größte Dichter Frankreichs sei, und der Brief wurde dem Postmeister vorgelegt mit der Frage, an wen er abgeliefert werden sollte. Aber auch dieser Beamte getraute sich nicht, ohne weiteres den Brief an den von ihm am höchsten geschätzten Dichter Frankreichs zu senden. Er glaubte sich um so weniger dazu berechtigt, weil er fühlte, daß sein persönlicher Geschmack hier, bei einer Frage von fast nationaler Bedeutung, nicht mitsprechen dürfe. Er rief also einen Stab von höheren Beamten zusammen und legte diesem die heikle Frage vor. Eine lange Auseinandersetzung folgte, und nach heftigem Hin- und Herstreiten einigte man sich schließlich dahin, den so eigenartig adressierten Brief an Lamartine als den berühmtesten Poeten Frankreichs zu senden. Der Dichter wohnte in der Universitätsstraße zu Paris, und der Briefträger trug am Nachmittag dieses Tages den Brief dorthin.

Aber kaum hatte Lamartine die Aufschrift des Briefes gelesen, als er hastig den Briefträger zurückrief: „Dieser Brief ist nicht für mich!" rief er. „Tragen Sie ihn zu Herrn Viktor Hugo in der Rue Royale!"

Gleichmütig schrieb der Briefträger: „Lamartine, Universitätsstraße verweigert Annahme. Adressat Viktor Hugo, Rue Royale" auf die Rückseite des Umschlages, und ein anderer Postbote beförderte den Brief am anderen Morgen an die neue Adresse.

Hier blühte ihm kein besseres Schicksal. Viktor Hugo hatte kaum die Adresse gelesen, als er aufsprang und dem Briefträger, der bereits die Treppe wieder hinabstieg, nachrief: „Halt, Mann! Mit diesem Briefe sind Sie an die falsche Adresse geraten! Er ist

für Herrn Lamartine in der Universitätsstraße bestimmt und nicht für mich! Nehmen Sie ihn nur wieder mit!"

Der Briefträger schüttelte den Kopf und schrieb dann auf den Umschlag, was sein Kollege vorher darauf geschrieben hatte, nur in umgekehrter Form: „Viktor Hugo, Rue Royale, verweigert Annahme. Adressat ist Lamartine, Universitätsstraße."

Nachmittags erhielt Lamartine den Brief wieder, nahm ihn jedoch nicht an, sondern sandte ihn wieder an Viktor Hugo, der ihn aber wiederum ablehnte.

So wanderte der Brief wieder nach dem Hauptpostamt zurück. Da weder der Postmeister noch irgend einer seiner Beamten einen anderen Ausweg aus diesem Dilemma anzugeben wußte, so wurde der Brief mit der sonderbaren Adresse von Amts wegen geöffnet, um zu sehen, ob sich vielleicht aus dem Inhalt ein Anhaltspunkt ergäbe, wer als Adressat in Betracht zu ziehen sei.

Der Umschlag enthielt einen Briefbogen, auf dem die folgenden Worte standen:

„Dem größten Dichter Frankreichs, Herrn J. Moët, dem Hersteller des herrlichsten Champagners, sendet die verbindlichsten Grüße Großfürst Konstantin von Rußland."

Kopfschüttelnd, aber mit verständnisinnigem Schmunzeln schickte der Postmeister den Brief an Herrn Moët. W. St.

Qualmittel als Heilmittel. — In der neueren Zeit praktizieren über tausend russische Ärztinnen in ganz entlegenen Gegenden, in die vorher kein Arzt kam. Durch diese Ärztinnen ist die haarsträubende Unbildung und der schauderhafte Aberglaube, welcher in jenen Gegenden bei Heilungen herrscht, an den Tag gekommen. So wird zum Beispiel noch heute in der russischen Landbevölkerung bei offenen Wunden als Universalmittel — Dünger, besonders Kuhdünger, aufgelegt. Selbstverständlich tritt in den meisten Fällen Blutvergiftung ein.

Eine Ärztin war kürzlich Zeugin, wie ein junges Mädchen, das an gichtischen Anfällen litt, eine „Brotwanne" bekommen hat Ihr ganzer Körper wurde mit warmem Brotteig bestrichen, dann in einen Backtrog gelegt und darauf eine kurze Zeit in einen warmen Backofen geschoben, trotz des lauten Protestes der Ärztin, die unter Tränen bat, man möge doch das Kind nicht so quälen und

martern. Es wurde eben in der Gegend angenommen, daß das gesund sei, und so mußte es unbedingt durchgemacht werden.

Bei Schnittwunden ist das Auflegen von Wagenschmiere ganz besonders beliebt. Es ist überhaupt kaum ein Stoff klebrig, schmutzig und scheußlich genug, um ihn nicht als Heilmittel anzuwenden. Wieviel es da aufzuklären gibt, welch reiches Arbeitsfeld da zu bearbeiten bleibt, ist leicht begreiflich. C. T.

Der Kronprinz von Norwegen. — Als die Norweger den bisherigen Prinzen Karl von Dänemark zum König wählten, fiel ihre

Prinz Olaf von Norwegen.

Wahl auf einen Fürsten, der bereits im glücklichen Besitz eines Thronfolgers war. Prinz Karl, der als König den Namen Hakon VII.

annahm, hat sich am 22. Juli 1896 mit seiner Base, der Prinzessin Maud von Großbritannien, vermählt. Ihrer Ehe entsproß der kleine Alexander, der jetzt als Kronprinz von Norwegen den Namen Olaf führt. In Christiania, wo das norwegische Königspaar residiert, erfreut sich Prinz Olaf, namentlich bei der Frauenwelt, einer außerordentlichen Beliebtheit. Bei seinen Ausgängen und Ausfahrten wurde er eine Zeitlang von Damen der höheren Stände, die ihm irgendwie ihre Liebe bezeigen wollten, dermaßen „überlaufen", daß die Eltern sich genötigt sahen, ihn zu Hause zu halten, bis der erste Begeisterungssturm vorüber war. Am 2. Juli 1903 ist das in der Tat sehr liebenswürdige Kind zur Welt gekommen. B. H.

Ein ästhetischer Tee. — Die sogenannten „geselligen Unterhaltungen" schildert der bekannte Wiener Humorist Saphir wie folgt: Einst war ich von einer Legationsrätin zum Tee eingeladen. Ich ging hin und hatte mich kaum niedergelassen, als angekündigt wurde, es sei eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung beabsichtigt. Ich fühlte, wie ich vor Schrecken blaß wurde, doch da begann auch schon die Schlacht.

Der Hausvater hatte ein Eröffnungsgedicht verfaßt. Zwei Bogen Papier drohten in seiner Hand. Ich empfahl meine Seele Gott und hörte zu. Der gute Legationsrat hatte eine sehr gesunde Lunge, er war nicht zum Umbringen. Endlich schleuderte er das letzte Wort über unsere Häupter hin, und alles schrie: „Bravo, bravo!"

Nun kam die Tochter des Hauses und sang Matthisons „Adelaide" mit Musik von Beethoven. Gerade dieses Lied mit dieser Musik gehört zu den zartesten Schätzen der Kunst, und ein Messerstich durchfuhr meine Brust, als der erste Ton wie aus einer geplatzten Fischblase aus ihrer Kehle kam. Bei dem Kehrreim „Adelaide" legte sie das Köpfchen wie eine Tischklappe auf die linke Schulter und zitterte das Wort hervor, daß ich glaubte, die arme „Adelaide" würde ganz zerbröckelt herausfallen.

„Bravo — bravo!" schrie wieder alles, und nun sollte das zehnjährige Töchterchen etwas deklamieren, nur eine Kleinigkeit: „Schillers Glocke"! Zum Unglück wußten alle die Glocke auswendig, und jeder half ein. Bei der Stelle: „Der Wahn ist kurz,"

hob die Vortragende ihren kleinen Finger in die Höhe, und bei den Worten: „die Reu' ist lang!" streckte sie die Arme von sich, als wollte sie zeigen, wie lang die Reue sei. „Ja," sagte ihre Mutter dann zu mir, „die Glocke ist doch ein schönes Gedicht, man kann daraus die ganze Naturgeschichte lernen."

Nun deklamierten zwei Damen den Dialog der Königinnen aus „Maria Stuart". Das köstlichste dabei war, daß die eine im Eifer sagte: „Dort legt ein Schiffer seinen Rachen an!" Dabei spreizte sie die Hand aus, und alles folgte unwillkürlich dieser Bewegung; die Legationsrätin, unsere Gastgeberin, saß wirklich mit offenem Munde da.

Noch waren meine Leiden nicht zu Ende. Die Frau Legationsrätin selbst spielte jetzt Gitarre und sang die Leonore dazu. Sie lag ganz über dem Instrument und ruderte mit den Ellbogen, als wollte sie schwimmen. Bei den Worten: „Die Toten reiten schnell!" geriet sie stets ins Feuer, und ich glaubte alle Augenblicke, sie würde auf der Gitarre zum Fenster hinausreiten.

„Herrlich, göttlich!" schrie alles.

Zum Schlusse trat die Frau Legationsrätin zu mir heran und sprach: „Der Herr Doktor müssen schon heute mit dem wenigen fürliebnehmen."

„Ach," sagte ich, „gnädige Frau, das muß man Ihnen lassen, kein Mensch versteht es so wie Sie, eine Gesellschaft zu — zerstreuen!"

„Schmeichler!" sagte sie und lächelte entzückt. C. T.

Der Frosch als Fischdieb. — Es ist eine erst in jüngster Zeit ermittelte Tatsache, daß Frösche sogar größere Fische angreifen, sie töten und aufzehren. Bei ihren Angriffen setzen sich die Frösche auf den Kopf und den Rücken ihrer Opfer, die allerdings aus irgend einem Grunde in ihrer Bewegungsfreiheit gehindert sein müssen, ihre Vorderfüße stecken sie zwischen die Kiemen und führen dadurch eine Verletzung herbei, an der die Fische bald zu Grunde gehen. Auch verletzen die Frösche die Augen und Augenhöhlen. Gewöhnlich werden im Frühling Karpfen angefallen, die sich noch halb im Winterschlafe befinden.

Diese Schilderung findet ihre Bestätigung in folgendem Vorgang, der in Thüringen beobachtet worden ist. Ein Forellenteich

wurde im Frühjahr ausgefischt. Unter den gefangenen Fischen befand sich eine sehr große, wenigstens drei Pfund schwere Forelle. Um sie sofort zur Verfügung zu haben, setzte man sie in einen kleinen Tümpel von etwa einem Meter Länge ein. Der Wasserstand war niedrig und bedeckte kaum den Rücken des Fisches, die gefangene Forelle konnte sich somit kaum rühren. In dem Tümpel, der aus einer Quelle Zufluß hatte, befanden sich noch eine Anzahl Frösche, die zuerst nicht beobachtet wurden. Nach einer Stunde, als alle Fische gefangen und sortiert waren, sollte auch die große Forelle wieder herausgenommen werden. Als aber das Brett, mit dem der Tümpel zugedeckt war, weggenommen wurde, sah man die Forelle auf der Seite liegen. Ein großer Frosch saß auf dem Rücken des Fisches, hatte seine Vorderfüße zwischen die Kiemen der Forelle gesteckt und behinderte so die Atmung. Nur mit einiger Mühe konnte man den Frosch von seinem Opfer losreißen. Hätte man die Forelle nicht rasch von ihrem Feinde befreit, so wäre sie nach ganz kurzer Zeit zu Grunde gegangen.

Sehr gefährlich können die Frösche auch der Forellenbrut werden. Der Fischmeister einer süddeutschen Forellenzuchtanstalt erzählt, daß er in dem Magen eines Frosches nicht weniger als 24 Stück halbverdaute 5 bis 7 Zentimeter lange junge Forellen gefunden habe. Ein halbes Dutzend hungriger Frösche ist somit im stande, in einem Forellenaufzuchtteich einen großen Teil des Bestandes aufzuzehren. Aus diesem Grunde sollte man Frösche aus Teichen, in denen sich Fischbrut befindet, ängstlich fernhalten. Ebenso sorgfältig sollte man aus Brutteichen den Froschlaich entfernen. C. T.

Die Geschichte eines Bratenrezeptes. — Als der Prinz Soubise nach der für die Franzosen so unglücklichen Schlacht bei Roßbach (1757) als einer der ersten sein Heil in der Flucht suchte, verirrte er sich mit seinen Begleitern im Walde. Erst gegen Abend erreichten sie ein Forsthaus, und als der Prinz, der zwar ein schlechter Feldherr, aber ein vorzüglicher Feinschmecker war, erschöpft auf einen Stuhl gesunken war, verspürte er einen lieblichen, verlockenden Bratenduft. Die Försterin briet nämlich einen Fasan, den ihr Mann nach der Heimkehr verzehren sollte.

Der geschlagene und verfolgte Feldherr, der ja nur sein Heer, nicht aber auch seinen Appetit verloren hatte, kaufte ihr den

Braten ab. Seinem Gefolge erklärte er während des Essens, daß er einen so ausgezeichneten Fasanenbraten noch nie genossen hätte, und da einer der Herren des Deutschen mächtig war, mußte er sich nach der Zubereitungsweise erkundigen. Die Försterin sagte ihm, sie habe keinen Bratspieß und deshalb hinge sie den Fasan an einer Kette auf, um ihn so über einem starken Kohlenfeuer zu braten. Butter brauche sie nicht, sein eigenes Fett genüge, und dann sei nur nötig, Zwiebeln auf geröstete Brotschnitten zu reiben und den Fasan darauf zu legen.

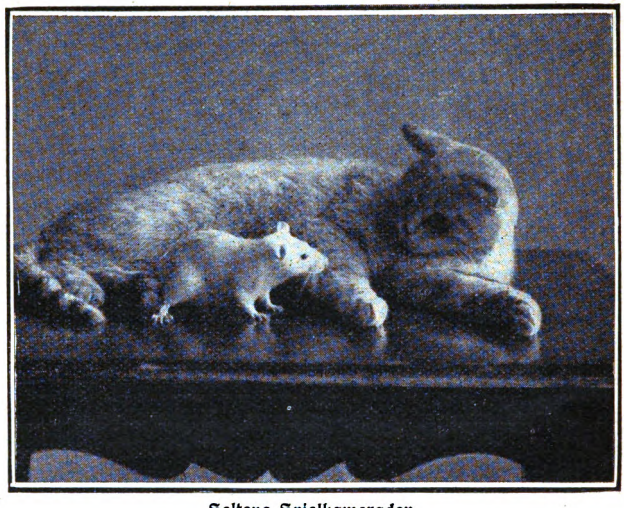
Dieses Rezept teilte der Dolmetscher dem Prinzen mit, der es mit einem tiefen Eifer und einer Wichtigkeit niederschrieb, als ob er einen großen Sieg über die Preußen zu vermelden hätte. Er entkam dann glücklich über den Rhein. Die Franzosen empfingen ihn freilich mit Hohn und Spott, und Ludwig XV. sah ihn zuerst höchst ungnädig an. Doch das aus Deutschland mitgebrachte Fasanenbratenrezept stellte die Freundschaft wieder her. François Mertier, der Koch des Prinzen, wurde nach Versailles geschickt, wo er einen Fasan genau nach diesem Rezept braten mußte. Der König war entzückt, und dem Prinzen ging nun die Gnadensonne in ihrem vollen Glanze wieder auf. Die Niederlage bei Roßbach war vergessen, und zum Dank für dieses Fasanenbratenrezept erhielt Prinz Soubise ein neues Oberkommando und später den Marschallsrang.

Als Fasanenbraten à la Soubise aber kam dieses Gericht ins Kochbuch, das François Mertier verfaßte, und von diesem ging es in fast alle anderen Kochbücher über. C. T.

Wider den Instinkt. — Zwischen Hund und Katze herrscht eine tief in der Natur dieser Tiere begründete Feindschaft; dennoch gelingt es dem Tierfreund, der in seinem Hause nebeneinander Hund und Katze hält, häufig genug, durch Zucht und Autorität ein ganz erkliches Freundschaftsverhältnis zwischen diesen natürlichen Feinden zu stiften.

Ganz wider den Instinkt aber erscheint uns die Langmut der auf unserem Bilde abgebildeten Hauskatze, die eine weiße Ratte behaglich schnurrend empfängt, welche der gemeinsame Herr auf den Tisch gesetzt hat, auf welchen sie selbst sich vorher lagern durfte. Der natürliche Trieb macht ja die Katzen zu den gefähr-

lichsten Feinden aller Nagetiere, aber beide Arten sind auch der Dressur durch wohlwollende Menschen zugänglich, und so hat man



Seltene Spielkameraden.

eine Freundschaft zu stande gebracht, die allerdings als eine seltene mit Recht bezeichnet werden kann. J. P.

Zwecklose Vorrichtungen an unserer Garderobe. — Warum tragen wir um unsere Hüte, es mögen nun hohe oder runde Hüte, Filz- oder Strohhüte sein, einen kleinen Streifen Band? Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, müssen wir bis auf das Altertum zurückgehen. Abbildungen sehr alter Hüte zeigen uns, daß sie aus einem sehr weichen Stoffe gefertigt waren; damit nun der Hut recht fest sitze, war ein kleiner Strick daran befestigt, vermittels dessen man ihn an den Kopf festbinden konnte. Diese für die damalige Zeit recht praktische Anordnung hat sich bis auf unsere Tage erhalten, freilich hat sie jetzt keinen Zweck mehr.

Warum tragen wir Kokarden oder ähnlichen Schmuck stets auf der linken Seite des Hutes? Der Grund hierfür ist sehr einfach, aber gleichfalls sehr alten Datums. Diese Schmuckgegenstände

sind Überbleibsel größerer, wie Federbüsche ꝛc., die ebenfalls auf der linken Seite des Hutes oder Helmes getragen wurden. Wer beispielsweise einen Federbusch trug, führte auch das Schwert und kam wohl auch öfters in die Lage, es ziehen zu müssen. Eine Kopfbedeckung aber, die mit irgend einem Teile auf der rechten Seite zu weit hervorgeragt hätte, würde ihn am Gebrauche des Schwertes gehindert haben, und deswegen brachte man den Schmuck auf der linken Seite des Hutes an. Obwohl der Grund hierfür bereits längst fortgefallen ist, hat man diese Gewohnheit doch beibehalten.

Bekannt dürfte es wohl sein, daß die beiden Knöpfe hinten am Rocke in vergangenen Tagen, als das Zurücklegen großer Entfernungen zu Pferde noch etwas Gewöhnliches war, einen bestimmten Zweck erfüllten. Die Schöße des Rockes wurden daran befestigt, so daß die Beine des Reiters sich frei bewegen konnten. Nur wenige bedürfen noch der beiden überflüssigen Knöpfe, aber an allen Röcken sind sie noch heute zu finden.

Fast jeder Rock, den wir anziehen, hat um den Ärmel ein paar Zoll vom Handgelenk ein oder mehrere Säume, deren Bedeutung uns rätselhaft erscheint. Sie stammen noch aus jenen Zeiten, in denen man die Ärmel aufzuschlagen und die Manschetten daran zu knüpfen pflegte. Da man damals Röcke aus sehr kostspieligem Zeuge trug, hatte das Aufschlagen der Ärmel einen Zweck, während heute, wo dieser Zweck weggefallen ist, auch die nutzlosen Nähte fortbleiben könnten.

Zahlreiche andere Beispiele von Vorrichtungen an unserer Garderobe, die früher wohl ihrem Zweck dienten, heute aber nutzlos sind, ließen sich noch anführen. Ihre eigentliche Bedeutung ist in vielen Fällen leicht zu ermitteln, denn alte Kostümbilder zeigen uns, wie sie ursprünglich beschaffen waren, und daraus können wir erkennen, weswegen man sie angebracht hatte. F. C.

Preise für die Häßlichsten. — In der kleinen französischen Stadt Montauban wird jährlich dem häßlichsten, dem verkrüppeltsten Mädchen und ferner einer mindestens zweimal sitzen gebliebenen Braut ein Preis verliehen. Die Preise werden den Zinsen eines Kapitals entnommen, das ein reicher Bürger von Montauban hinterlassen hat; sie sollen die Männer des Ortes anfeuern,

die häßlichen, verkrüppelten und sitzengebliebenen Mädchen zu heiraten.

Ein unternehmender Kaufmann in Chicago führte vor einiger Zeit eine neue Methode der Reklame ein. Er stattete sein Schaufenster äußerst elegant aus, und auf einem kleinen Tisch in der Mitte sah man eine Schale mit tausend Dollarstücken. Daneben befand sich die Ankündigung, daß das Geld der häßlichsten Frau unter dreißig Jahren zufallen würde, die innerhalb der nächsten vierzehn Tage im Laden etwas kaufte. Über sechstausend häßliche Frauen und Mädchen kauften in dem Laden ein, doch allen erklärte der Besitzer mit höflichem Lächeln, sie hätten auf den Preis keine Aussicht, weil sie äußerlich nicht den Bedingungen entsprächen. Trotz der Enttäuschung immerhin geschmeichelt, verließen sie den Laden. Schließlich bekam den Preis ein in der Tat abschreckend häßliches Dienstmädchen, das ihre Gleichgültigkeit gegen ihre äußeren Reize dadurch bewies, daß sie nicht einmal in den ihr vorgehaltenen Spiegel sehen wollte.

Der höchste Preis, der einem häßlichen Mädchen jemals geboten wurde, fand sich in einer Heiratsanzeige, die vor drei Jahren in einer amerikanischen Zeitung erschien. Der Inserent wünschte mit einer jungen Person von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren zu korrespondieren, die häßlich, aber häuslich und in ihren gegenwärtigen Verhältnissen unglücklich wäre, um sich, wenn die gegenseitigen Anschauungen übereinstimmten, mit ihr zu verheiraten. Der Betreffende verfügte über eine prächtige Besitzung und ein Einkommen, das zwischen 150,000 und 200,000 Mark jährlich schwankte. Es war nämlich ein reicher Viehzüchter, der zweimal von hübschen Mädchen einen Korb bekommen hatte und darum entschlossen war, eine häßliche Person von bescheidener Herkunft zu heiraten, die in ihrem Herzen jene Schönheit besaß, die ihrem Gesicht fehlte. Die glückliche Gewinnerin dieses Preises war ein junges Mädchen aus Kanada, die Tochter eines Polizeibeamten. L—n.

Die wißbegierige Obervormundschaft. — Der spätere ostpreußische Landwirtschaftsdirektor v. Z. hatte als junger Landwirt ein unter Vormundschaft befindliches Gut zu verwalten, und da er außer der Verwaltung die peinliche Buchführung zu besorgen

hatte, ja von der geringsten Kleinigkeit zwei und drei Belege beschaffen mußte, sogar jeden Chausseezettel der hohen Obervormundschaft einzureichen hatte, passierte ihm auch noch das Unglück, daß ein Mutterschwein verendete, nachdem es seinen Wurf Ferkel gefressen. Pflichtgetreu erstattete er über den Vorfall der hohen Obervormundschaft den Bericht, daß am 12. August die im Inventariumverzeichnis unter Nr. 311 aufgeführte und mit 183,47 Mark abgeschätzte Sau neun Ferkel geworfen, desselbigen Datums jedoch sämtliche Ferkel gefressen habe und schließlich am 13. August verendet sei.

Der obervormundschaftlichen Behörde, die zwar sehr genau war, jedoch für die Landwirtschaft wenig Verständnis zu besitzen schien, war der Bericht zu unvollständig; sie erteilte also zunächst einen Rüffel und forderte auf, umgehend den Bericht zu vervollständigen und namentlich anzugeben: 1. warum die Sau verendet sei, 2. warum sie die Ferkel gefressen habe.

Dies ging dem vielbeschäftigten und vielgequälten Landwirt denn doch, wie man zu sagen pflegt, über die Hutschnur, und so setzte er sich hin und antwortete: „ad 1: warum die Sau verendet ist, kann ich mit Gewißheit nicht angeben, da selbige bei Lebzeiten nie etwas über ihren Gesundheitszustand hat verlauten lassen; ad 2: der Grund aber, warum sie ihre Ferkel gefressen hat, ist mir sehr einleuchtend. Wahrscheinlich deshalb, weil sie ihren herannahenden Tod gefühlt hat und nicht wünschte, daß ihre Ferkel unter Obervormundschaft geraten sollten." C. T.

Eigentlich wahr. — Der englische Maler Gabriel Rossetti, der sich besonders durch seine Porträts berühmter Männer aus dem Altertum einen Namen gemacht hat, erhielt eines Tages den Besuch eines indischen Fürsten, der seine Werke eifrig besichtigte und zu ihm sagte: „Ich möchte Ihnen eine Bestellung geben. Malen Sie mir das Bild meines Vaters."

„Ist Ihr Herr Vater zur Zeit in London?" fragte der Maler.

„Nein, mein Vater ist tot," versetzte der Inder.

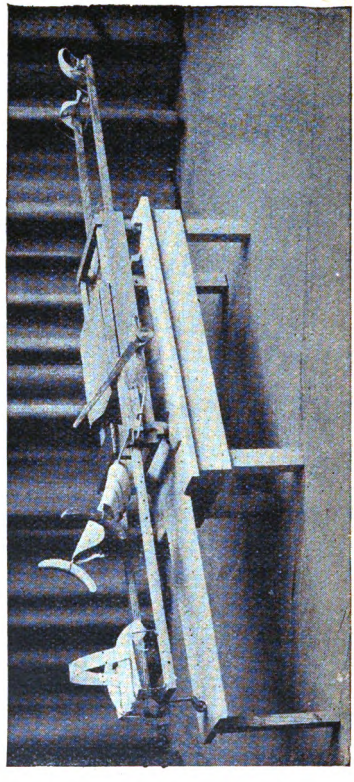
„Haben Sie vielleicht ein Bild von ihm, eine Photographie oder etwas ähnliches?"

„Nein, wir haben nichts dergleichen."

„Wie kann ich da ein Bild von ihm malen?" entgegnete der Künstler. „Das ist doch ganz unmöglich."

„Wieso ist das unmöglich?“ fragte der Fürst kopfschüttelnd, „Sie haben doch Julius Cäsar und Hannibal und Johannes den Täufer gemalt und diese doch auch nie gesehen. Warum können Sie also nicht meinen Vater malen?“

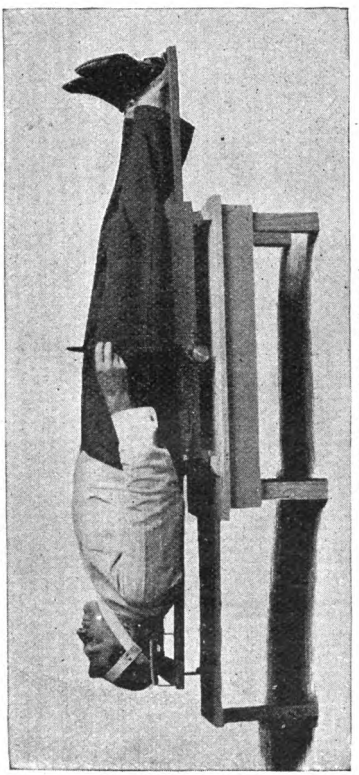
Trotz dieses zutreffenden Einwurfs mußte Rossetti auf den Auftrag verzichten. L—n.



Ein Streckbett zum Größerwerden.

Ein Streckbett zum Größerwerden. — Obgleich mit einem kleinen Wuchs sich oft Eigenschaften des Körpers, wie Gewandtheit, Leichtbeweglichkeit und so weiter, verbinden, die sich im Leben als recht vorteilhaft erweisen, ist in den meisten Personen, deren Wachstum hinter dem ihrer Nebenmenschen auffällig zurückbleibt, der Wunsch, größer zu sein, ein sehr reger. Die Orthopädie hat vielfach versucht, diesem Wunsch entgegenzukommen, doch bisher kaum mit besonderen Resultaten. Solche werden nun einem neuerfundenen Streckbett nachgerühmt, über dessen Konstruktion unsere beiden Abbildungen Auskunft geben. Es handelt sich bei dem Verfahren um die ganz allmähliche Dehnung der Zwischenknorpel der Wirbelsäule. Da bei diesem Verfahren aber sicher auch das Rückenmark und die zwischen den Wirbeln von ihm austretenden Nerven beeinflußt

werden, ist natürlich die größte Vorsicht geboten. Das neue Streckbett führt den Namen „Cleaves-Cropp-Stretching-Machine“, und die Zeitschrift „The Captain“, die es empfiehlt, erscheint bei George Newnes in London, 7—12 Southampton Street, Strand, W. C.



Das Streckbett im Gebrauch.

B. H.

Das Alter der Weinreben ist nach der bei den Gewächsen üblichen Methode nicht immer genau bestimmbar, weil das jährliche Wachstum nicht deutlich durch sichtbare Jahresringe abgegrenzt ist. Aber es ist sicher, daß die Weinrebe zu den langlebigsten Pflanzen der Erde gehört, denn sie übertrifft in dieser Hinsicht die Eiche ganz bedeutend. Miller berichtet aus Italien, daß dort viele Weinstöcke seit sechshundert Jahren stehen, und daß hundertjährige Reben für jung gelten. Professor Bose hat konstatiert, daß manche Weinreben in Burgund über vierhundert Jahre hindurch Trauben produzierten und noch nicht erschöpft waren. In Amerika war man bis jetzt nicht im stande, das Alter der Weinrebe festzustellen, da seit der Anpflanzung dieses Gewächses ein zu geringer Zeitraum verstrichen ist. Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, daß durch das

Auftreten der Phylloxera eine Verkürzung der Lebensdauer der europäischen Reben herbeigeführt wurde, wovon die Reben Amerikas, denen die Reblaus nichts anhaben kann, verschont blieben, so daß wir dereinst die ältesten Weinstöcke jenseits des Atlantischen Ozeans zu suchen haben werden. A. E.

Fremdwörterunfug. — Folgende Verse zeigen, wie viele ins Deutsche eingeschlichene Fremdwörter durch gute deutsche Ausdrücke sich ersetzen lassen.

Wer sich gereizt fühlt, ist — pikiert,
Wer einfach stumpf ist, ist — blasiert,
Wer dumm, beschränkt ist, ist — borniert,
Und wer da spottet, sich — mokiert,
Wer teilnimmt, der — partizipiert,
Wer etwas anträgt — offeriert,
Wer etwas annimmt — akzeptiert,
Wer einfach prahlt, der — renommiert,
Und wer belästigt — molestiert,
Der, welcher angreift — attackiert,
Und wer zerstört, der — demoliert,
Wer sich verschwört, der — konspiriert,
Wer hinterlegt, der — deponiert,
Wenn einer stutzt, ist er — frappiert,
Was Eindruck macht, das — imponiert,
Wer brandmarkt, der — stigmatisiert,
Wer bloßstellt, der — kompromittiert,
Richtet wer ab, der — dressiert,
Wer aufgeregt, ist — echauffiert. C. T.

Ein teures Mißverständnis. — Bekanntlich konnte Friedrich der Große unter Umständen ein gar gestrenger Herr sein, der nichts von Nachsicht wissen wollte, sobald es sich um die von ihm erteilten Befehle handelte. So war er zum Beispiel ein großer Feind jeder Verweichlichung beim Heere und hielt vor allem sehr darauf, daß seine Offiziere kein übles Beispiel gaben, indem sie selber sich durch warme, kostbare Pelze verwöhnten.

Einst trat er, von einem Spaziergang ins Schloß zurückkehrend, unvermutet in die Wachstube, um den Rapport des Offiziers, der gerade Wachdienst hatte, persönlich in Empfang zu nehmen.

Da fiel sein scharfer Blick, dem nichts entging, auf — einen Pelz, der in der Nähe des offenen Kaminfeuers hing, auf einen Pelz sogar, der nicht nur sehr weich und warm, sondern auch noch dazu sehr kostbar zu sein schien.

„Was hat Er mir zu rapportieren?" fragte der König scharf den stattlichen Hauptmann.

„Habe Eurer Majestät gehorsamst zu melden, daß der englische Gesandte auf eine Audienz wartet."

„Gut — gut! Aber sage Er mir doch, gehört der Pelz Ihm?"

„Zu Befehl, Majestät!"

Da ergriff der König den kostbaren Pelz und beförderte ihn mit einer schnellen, energischen Bewegung ins Kaminfeuer, dessen helle Flammen, gierig auflodernd, der seltsamen Beute sich sofort bemächtigten.

„So!" sprach mit sichtlicher Befriedigung der König. „Der Verlust wird ja schmerzlich für Ihn sein, doch Er kennt meinen Befehl!"

Verdutzt blickte der Offizier den König an. „Aber, Majestät, der Pelz gehört ja dem Herrn Gesandten!"

„Zum Teufel," fuhr da der „alte Fritz" auf, „weshalb hat Er das nicht gleich gesagt? Hab' ich Ihn denn nicht gefragt: ob Ihm der Pelz gehöre?"

„Zu Befehl, Majestät!" erklärte der bestürzte Offizier. „Und da hab' ich Eurer Majestät geantwortet, daß der Pelz ihm, dem Herrn Gesandten nämlich, gehöre."

Friedrich der Große schwieg und schüttelte nur ärgerlich den Kopf über die in diesem Fall höchst unliebsame Verwechslung.

„Hm," meinte er sodann, „fatales Mißverständnis! Doch — das sage ich Ihm, gibt es deswegen Krieg mit England, so kommt Er in die Avantgarde!"

So teuer kam glücklicherweise die Revanche für den verbrannten Pelz des englischen Gesandten Preußen damals nicht zu stehen, immerhin mußte der sparsame König gehörig in den Beutel greifen. K. R.

Amerikaner und Italiener. — Als der amerikanische General Jackson, der tapfere Sieger in verschiedenen Schlachten, einst eine Reise nach Italien machte, war er in Neapel an einen dortigen Herrn empfohlen worden, der mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit ihm die verschiedenen Sehenswürdigkeiten zeigte.

Natürlich gehörte zu denselben auch der Vesuv, welcher gerade so gefällig war, zu „speien".

„Wie großartig, wie erhaben!" rief mit aller Begeisterung eines Südländers der Italiener. „Diese Flammen — diese Glut! — Nicht wahr, ein solches prachtvolles Naturschauspiel, wie unser Vesuv hier bietet, haben Sie daheim noch nicht gesehen?"

„Nein," versetzte der kühle Amerikaner, „dafür aber habe ich unseren Niagara gesehen. Der würde in zwei Minuten mit Ihrem bißchen Vesuv hier fertig sein!" K. R.

Othello vor dem Dogen. — Wie im vorigen Jahre das prachtvolle Öldruckbild „Othello erzählt seine Abenteuer", so bieten wir in diesem unseren werten Abonnenten und allen Kunstfreunden als Zimmerschmuck von gleichem Werte auf der zweiten Vorsatzseite des vorliegenden Bandes eine Nachbildung von C. Beckers Gemälde „Othello vor dem Dogen". Es bildet ein Gegenstück und eine Ergänzung des vorigen. Zeigte jenes, wie Othello, der tapfere, maurische Heerführer der stolzen Kaufmannsrepublik Venedig, die Liebe Desdemonas erringt, so stellt dieses die packende Szene dar, in welcher Desdemonas Vater, der stolze Senator Brabantio, den Feldherrn vor dem Dogen anklagt, daß er seine Tochter durch Hexenkünste und Zaubertränke verführt habe, ihm zu folgen. Othello erwidert darauf:

„Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen.
Das ist der ganze Zauber, den ich brauchte."

Und die hereingerufene Desdemona bekennt sich laut zu dem von ihr geliebten und bewunderten Gatten.

Diesen Augenblick hat der Künstler dargestellt. Das farbenreiche, vortrefflich ausgeführte und ungemein wirkungsvolle Bild kann allen unseren Lesern um so mehr empfohlen werden, als der billige Preis von 1 Mark 50 Pfennig jedermann die Anschaffung gestattet. F. Z.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Bildschön

ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint. Alles dies erzeugt: Radebeuler

* **Steckenpferd - Lilienmilch - Seife** *

von Bergmann & Co. Radebeul-Dresden
allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd.
à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Seidenstoffe, Foulards, Stickerei-

-Roben und Blousen auf Battist, Seide etc. zollfrei

Kataloge franko — Seidenstoff-Fabrik Union — Muster franko

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich.**

Aug. Leonhardi's Tinten sind

Das Beste für Bücher, Dokumente, Akten und Schriften aller Art, für Schule u. Haus!

Spezialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte

Eisengallus-Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Kopiertinten, Schreibtinten,
Farbige Tinten,
Ausziehtuschen *in 42 Farben.*
Flüssiger Leim und Gummi,
Stempelfarben und -Kissen,
Hektographentinte und -Blätter,
Wäschezeichentinten.

Aug. Leonhardi, Dresden,

Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826.

Erfinder und Fabrikant der weltberühmten

Alizarin-Schreib- und Kopiertinte,

leichtflüssigste, haltbarste u. tiefschwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I.

Schreibmaschinenbänder

mit gewebten Kanten, in vorzüglichster Qualität, für alle Systeme und in allen Farben. **Schwarze für Urkunden** vom kgl. preuss. Justizministerium genehmigt.

verfolgt das Prinzip

Data Due

Brust heraus!

bewirkt durch seine sinnreiche Konstrukt. **sofort gerade Haltung** ohne Beschwerden.

erweitert die Brust! Für Herren, Damen, Knaben und Mädchen.

Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrl.
Maassang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen **ausserdem** Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72. **Man verlange illustr. Brosch.**

Propolisin-Seife

sollte in keinem Hause fehlen, namentlich beim Baden der Kinder. Wirkt desinfizierend, beseitigt Hautunreinigkeiten, Flechten und sonstige leichte Ekzeme, reizt die Haut niemals, erhält dieselbe zart und weich. Auch ausserordentlich empfehlenswert als Haarseife sowie bei aufgesprungenen Händen und spröder Haut. Ein Versuch genügt. Aerztlich empfohlen. **à Stück 25 Pf.** in den Apotheken u. besseren Drogerien, sowie direkt vom Unterzeichneten.
(25 Stück kosten 4 Mark.)

R. Spiegler, Grosshennersdorf, Sa.

COMBINAT.-HARMONIUMS mit wirklich. Pfeifenorgelklang. Katal. frc.
Selbstspiel-Harmon. von 250 M. an. **P. NEUSCHILD, WEIMAR, 7.**

Gebrüder Müller

Papier-Fabrik ○ Mochenwangen

Telegramm-Adresse:
Papierfabrik Mochenwangen
Telephon-Ruf:
Amt Weingarten Nr. 3

Linie
Ulm-Friedrichshafen

Württemberg

DÜNNDRUCK-PAPIERE
FEINE ILLUSTRATIONS- UND
WERKDRUCK-PAPIERE
POST- UND SCHREIB-PAPIERE
ELFENBEIN-KARTONS

Dr. Oetker's { Backpulver, Vanillin-Zucker, Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

berühmte, von vielen Aerzten vorzüglich begutachtete und empfohlene

Doctor Boerhaave'sche Kräuterbitter,

hergestellt von **Ludw. Buff Nachf., Echternach 23.**

1/1 Flasche à 3/4 Liter M. 2.75 mit Kiste und Porto.

Niederlage bei Herren **Mey & Edlich, Leipzig.** Prospekte gratis.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 890 H
WILSON
ANNEX